

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

9. Heft

September 1927

2. Jahrgang

Über Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein*

von Universitätsprofessor Dr. Eduard Spranger-Berlin

... Auf Idee, Freiheit und Pflicht beruht der deutsche Gedanke; auf ihnen also auch die Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein. Eine reine Idee in freier innerer Hingabe als Pflicht zu erkennen, ist deutsche Art: die Idee mag dabei weltfern, das Freiheitsgefühl eigenwillig, das Bekenntnis zur Pflicht Selbstüberwindung sein. Den Angehörigen anderer Völker gelingt es leichter, das Notwendige und Wertvolle in gemeinsamer Arbeit willig anzufassen; tiefer als beim Deutschen sitzt die persönliche Stellungnahme zum überpersönlichen Wertreich nirgends. Wir dürfen uns nicht verschweigen, daß in den letzten fünfzig Jahren auch bei uns eine Epoche der Wendung zum Praktischen, zum bloß Wirtschaftlichen und Technischen eingetreten ist, die durch die allgemeine kulturelle Weltentwicklung bedingt war. Aber wir haben auch erkannt, daß die Formen, in denen dies geschah, zum Teil einen Abfall vom Besten unseres inneren Wesens bedeuteten. Gewiß wollen wir die technische Beherrschung der Natur und die Bewältigung wirtschaftlicher Aufgaben nicht wieder rückgängig machen. Aber das alles muß eingebaut werden in den deutschen Idealismus; es muß zum freien Dienst am Ganzen des Kultur-sinnes werden; denn auch ein Volk ist zu verantwortlichem Dienen bestimmt. Um frei und nicht als Sklaven zu dienen, dazu brauchen wir den festen deutschen Staat. Denn der Staat ist uns die höchste Erscheinung der Pflichtidee, so lange wir ihn im deutschen Sinne verstehen. Ohne Pflichtgedanken ist bei uns kein Staat möglich. Aber es ist klar, daß auf die Art, die wir hier meinen, auch die im Ausland versprengten Deutschen in ihren Staaten deutsch zu bleiben fähig sind.

Das schwerste Stück unserer Selbstverwirklichung wird immer der Kampf gegen den bloßen Individualismus sein, über den sich keine gemeinsame Idee als pflichtgebietende Macht emporwölbt. Ein Volksbewußtsein werden wir nur gewinnen, wenn wir dem Partikularismus der Stämme eine positive Wendung zu geben vermögen, wenn wir den Gruppenegoismus und den Neid bezwingen. Vor

* Aus einem gelegentlich einer Hauptauschussitzung des V. D. A. gehaltenen Vortrage.

allem aber: solange die Idee des haßerfüllten Klassenkampfes besteht, werden wir kein Volk werden. Denn die Klassengliederung, dieses künstliche und späte Produkt der gesellschaftlichen Entwicklung, geht durch alle industrialisierten Völker hindurch. Nur in Deutschland hat dieser Gedanke die tiefverwurzelte Gemeinsamkeit von Abstammung, Sprache und Geschichte überwachsen können, weil man bei uns stärker in Ideologien als in naturgegebenen Grundgefühlen lebt. Solange von der einen Seite der Wille zur Ausbeutung, von der anderen der Klassenhaß besteht, kann der Wille zu einer deutschen Erziehung nicht emporkommen. Und dieser Wille ist zuerst zu fordern, ehe wir von den möglichen Wegen sprechen.

Wir dürfen nicht alles, wie es in Deutschland gern geschieht, von der Wirksamkeit der Schule erwarten. Wichtiger als die bewußte Arbeit der Schule ist der aus den Tiefen des Unbewußten kommende Selbsterneuerungsprozeß des Volkes. Die Jugendbewegung der letzten zwei Jahrzehnte kündigt eine solche Wiedergeburt an. Das Bekenntnis zur Idee, das innere freie Schauen des Ideals und die willige Hingabe an seine Forderungen, ist allen Gruppen von rechts bis links gemeinsam. In vielen von ihnen verbindet sich damit auch ein starkes Ja zur Individualität des eigenen Volkstums. Daß man das Recht des Volkstums nicht beweisen kann, die Abkehr von dem ungesunden Rationalismus, der nur das logisch Demonstrierbare anerkennt, dieses Bewußtsein dämmert gerade bei den Jungdeutschen mehr und mehr herauf. Von vornherein lag in der Jugendbewegung edleren Charakters, schon bei den ersten Wandervögeln, der Sinn für Heimat und Volkstum, für deutsche Art und deutsche Kunst. Der einzelne in diesen Gruppen fühlte sich ganz als Individualität, im Innersten autonom und nur sich selbst verantwortlich; aber er fühlte sich zugleich durch den Geist der Gemeinschaft innerlich ergriffen und gebunden. Immer stärker arbeitet sich neuerdings über den kleinen fettenhaften Gemeinschaften die Idee des großen Bundes heraus. Den „bündischen Menschen“ zu erzeugen, das ist die Frage, um die es gegenwärtig geht. Auch hier also Freiheit und Dienst. In vielem erneuert sich der Geist des alten deutschen Ritterordens, der sich durch freies Gelübde mit frommem Sinn an eine Kulturaufgabe kolonialisatorischen Charakters hingab. Wir wissen, daß auch im Inlande bei uns im geistigen Sinne noch kolonisiert werden muß. Dazu wird uns der recht verstandene neue Ordensgedanke helfen.

Wenden wir uns zur Schule, so finden wir die Volksschule in der glücklichen Lage, ganz aus dem deutschen Bildungsgedanken schöpfen zu dürfen. Die Lehrer dieser Schule müssen hier ihre Wurzel haben; wir können uns die neue Form der Lehrerbildung nur in diesem deutschen Sinne denken. Und auch die anderen Stufen der Schule haben selbstverständlich ihr Zentrum in der Herausbildung deutscher Eigenart, Kraft und Bewußtheit. Es war kein guter Gedanke, hieraus eine eigene höhere Schulform zu konstruieren, als ob es irgend eine deutsche Schule geben könnte, die keine deutsche Schule wäre; vielleicht war auch dies nur in Deutschland möglich. Aber auf den höheren Schulen tritt die Möglichkeit und auch die Pflicht hinzu, die deutsche Eigenart zugleich durch Abzeichnung gegen fremdes

Wesen noch tiefer herauszuarbeiten. Im Herausstreten aus sich selbst erfährt man erst bewußt, was man im Unbewußten in sich trägt. Es ist keine Gefahr, daß wir in dieser Berührung mit anderen Kulturen uns selbst verlieren. Denn die Art, wie wir uns fremdes Gut empfangend assimilieren können, wird immer deutsch sein und bleiben. Es mag sein, daß wir zu den Griechen, dem alten Volke des idealen Schauens, im guten wie im schlimmen eine stärkere Verwandtschaft haben, als alle rings um uns. Und doch ist das Griechentum, wie wir es verstanden haben und heute noch verstehen, eine durch und durch deutsche Deutung, die uns aus tiefster Geholfen hat, uns selber besser zu verstehen und zu leiten.

Aber ganz allgemein gesagt: keine Schule schafft das, was hier erreicht werden soll, durch das Pensum, jede schafft es nur durch den Geist. Und der hat recht gehabt, der einmal sagte: er gebe immer eine deutsche Stunde, auch wenn er Rechnen, Physik oder Griechisch gebe. Dieser Geist ist es, auf dem vor allem die Einheit des Lehrerstandes beruht. In diesem Dienst am Volk und an der Jugend gibt es keine Unterschiede, so verschieden auch die Mittel sein mögen, an denen er sich auswirkt. Das Monopol, den deutschen Gedanken herauszuarbeiten, hat keine Schulart und keine Lehrergruppe für sich. Denn die Erziehung zur Idee, zur Freiheit und zur Pflicht ist selber die Idee, in deren freiem Dienst wir Lehrer alle stehen.

Natürlich gibt es didaktische Ansatzpunkte, die sich ganz von selbst für die Erfüllung dieser Aufgabe besonders eignen. Die Heimatkunde bildet den engsten, festen Ring, von dem aus der Blick sich allmählich erweitert, in die deutsche Geschichte, die deutsche Kunst, die deutsche Literatur, die deutsche Kultur überhaupt. Ich habe mich darüber früher einmal ausführlich geäußert und will heute nicht darauf zurückkommen.* Ich gestehe, daß ich bis vor kurzem geglaubt habe, eine reiche deutsche Kulturgeschichte gebe es nur südlich und westlich von Berlin. Ich habe gelernt, daß gerade der östliche Boden voll ist von den Spuren deutscher Art und deutscher Arbeit. Man gebe sich die Mühe, das zu sehen. Denn auch Geschichte will gesehen, nicht bloß erzählt sein.

Der neuerdings so sehr vertiefte geographische Unterricht wird auch hierfür wesentliche Beiträge zu liefern fähig sein. Schon der neue geopolitische Gesichtspunkt macht uns klar, warum wir, als ein Volk der Mitte, so und nicht anders werden mußten, weshalb wir, ohne feste natürliche Grenze, im geistigen Sinn nach außen offener, zugleich doch auch politisch festere Formen ausbilden mußten, um wir selbst zu bleiben. Der ethnogeographische Gesichtspunkt tritt hinzu. Der Blick auf die Deutschen im Auslande, auf alte deutsche Kolonisatoren, wird hier zur erzieherischen Pflicht.** Natur und Kultur in ihrer unlöslichen Einheit, in ihrer Individualität erzeugenden Kraft, müssen zu dem Grade von Bewußtheit erhoben

* „Der Bildungswert der Heimatkunde“ im Handbuch der Heimerziehung, herausgegeben von W. Schoenichen, Berlin 1923.

** Vgl. Gottfried Fittbogen, Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschum wissen muß, 3. Aufl. München 1924.

werden, daß wir uns in der Notwendigkeit und dem Recht unseres Daseins selbst erfassen.

Zum eigentlichen Unterricht treten besondere Maßnahmen nationalpädagogischer Beeinflussung hinzu. An erster Stelle sind Wanderungen und Reisen wünschenswert, die den jungen Leuten die Physiognomie der Landschaft und die Kulturdenkmäler vertraut machen. Kein Bild und keine Belehrung kann diesen lebendigen Umgang mit dem Heimatboden ersetzen. Können wir wirklich schon unser deutsches Land? Die heutige Jugend hat aus eigenem Trieb diese Fahrten unternommen, die auch darin ihre Bedeutung haben, daß sie Volksgenossen der verschiedensten Stämme miteinander in Berührung bringen. Besonders wichtig ist der Besuchsaustausch der Jugend mit dem Auslandsdeutschtum; für die Inländer, damit sie die kolonialisatorischen Kräfte des Deutschen kennen lernen; für die anderen, damit sie das Erlebnis in sich erneuern, das ein in Petersburg geborener Lehrer beim ersten Besuch von Deutschland hatte: „Hier bist du eigentlich zu Hause“.

Ganz allgemein ist es notwendig, daß wir dem werdenden Volksbewußtsein der Jugend Erlebnismöglichkeiten schaffen und daß wir es an sinnlich-sichtbare Symbole anknüpfen. Was sich auf diese Art der jungen Seele einprägt, wurzelt tief und dauernd. Unter den vielen kirchlichen Festen des Jahres ist kein allen gemeinsames deutsches Volksfest, kein „deutscher Tag“, zu dem alle mit ganzem Herzen Ja sagten; bei jedem gibt es einen Vorbehalt. Und mit den Symbolen ist es ähnlich: über das, was in Amerika die kürzeste, sofort verständliche Verfinnlichung des Staates bedeutet, herrscht unter uns eben ein schmerzlicher Streit. Um so mehr sollten wir die deutschen Stätten, an die sich gemeinsame stolze Volks Erinnerungen heften, immer wieder als sichtbare Darstellungen des deutschen Willens und der deutschen Sehnsucht in den Mittelpunkt des Erlebens stellen: den Rhythmus, das Schlachtfeld von Leipzig, Weimar, Potsdam, die Schwäbischen Burgen, das Nürnberg der Meisterfinger; die deutschen Ströme, den Niederwald am Rhein, die Marienburg an der Weichsel, die Porta an der Weser; die uralten Dome, die ehrwürdigen Klöster, die Wartburg, den Sachsenwald. Und was das Wichtigste ist, wir müssen lernen und lehren, in diesen Symbolen nicht das Unterscheidende zuerst, sondern das Verbindende zu sehen, indem wir sagen: So reich war die deutsche Freiheit, und doch hat in den besten Zeiten eine große Idee das alles überwölbt: der vom deutschen Volk getragene Staat.

Um zuletzt ganz ins Praktisch-Technische zu steigen: wir dürfen auch die modernen Mittel der Gedankenausbreitung nicht verschmähen. Fragt man, wann einmal in ganz kurzer Zeit durch geschickte Methoden ein Gedanke erfolgreich ins Volk hineingetragen worden ist, so scheint mir, als ob die Flotten- und Kolonialpropaganda der 90er Jahre Erstaunliches geleistet habe. Ähnliches wird man auch jetzt neben den tieferen Formen der Einwirkung nicht außer acht lassen dürfen. Film und Rundfunk sind einmal da. Es handelt sich darum, ob man durch diese großen weitverzweigten Kanäle lieber das Geringwertige hindurchströmen lassen will, oder ob man vorzieht, dem Vorbilde der Engländer zu folgen, die dies alles

sogleich in den Dienst der nationalen Belehrung und Erziehung gestellt haben. Man sage, was man wolle: zu den starken Erlebnismöglichkeiten des modernen Menschen, zumal an kleinen Orten, gehört das Kino. Also Sorge man dafür, daß deutsch Empfundenes über die Leinwand rolle. —

Aber wir dürfen uns nicht im bloß Methodischen verlieren. Es gehört zur nationalen Ehrlichkeit, sich klar zu machen, daß der Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein Grenzen gesetzt sind, die mit dem besten unseres Volkscharakters irgendwo zusammenhängen: die Fülle unserer inneren Gesichte, unsere Phantasie für Fremdes und Fernes, unser Wille und unsere Gabe, andere Volkstypen zu verstehen, kurz unsere Aufgeschlossenheit, die aus dem Reichtum unseres Innern stammt, — dies alles wird uns immer an die gefährliche Grenze führen, uns zu verlieren, ohne uns zu finden. Und doch, es gibt ein anderes, stark Verbindendes, an dem die deutsche Kulturgemeinschaft immer wieder erstarken wird: das Ideenreich. Die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunst, die deutsche Treue, nicht zuletzt die Mitverantwortung für das Weltgeschick, die wir lebendig in uns fühlen: das bleibt das Band, dem wir nicht entfliehen können. Unser Glaube an die deutsche Zukunft fließt aus der Idee, der wir mit Freiheit dienen. Nicht weil wir leiden, haben wir den anderen Völkern nichts zu geben. Nicht weil wir suchen, fehlt uns der volle Anteil am Kulturgedanken. Klagen wir nicht darüber, daß wir heute verachtet und unverstanden dastehen! Ganz umgekehrt: Es ist noch immer so gewesen, daß nur die Märtyrer, die durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis und der Zweifel an sich selbst hindurchgingen, der Welt die neue erlösende Wahrheit brachten. Das gilt von einzelnen; es gilt auch von den Völkern. Nur wir, weil wir das Tiefste litten, haben der Welt auch Großes und Befreiendes zu sagen:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Aulduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
Dich ungestaltete Rebe, daß du
Schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen, ernstern Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugnest.

Aphorismen

von Gerhard von Mutius-Bukarest

Das Leben hat vielleicht keinen uns völlig befriedigenden Sinn, aber wir sollen ihm einen solchen geben. Wir stehen nicht am siebenten Tag der Schöpfung, aber wir sollen ihn heraufführen.

*

Das eigene Volk zu steigern, es zu lieben, nicht mit der Affenliebe, die zu Hause alles am besten findet, sondern mit der leidenschaftlichen Sehnsucht nach der Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes, das ist der wahre Dienst des Menschheitsgedankens.

*

Wir kennen nur das Leben. Das Tote, Anorganische ist nur das Nichtlebendige. Was es außerdem noch sein könnte, wissen wir nicht. Selbst die Phantasie kann keine Brücke schlagen nach jener anderen Seite der Welt, die rätselhaft teils als Lebensbedingung, teils als Schranke uns gegenübersteht.

*

Mit jedem Atemzug frischer Luft leben wir noch im Paradies, und doch sind wir nur deshalb Menschen, weil wir aus ihm vertrieben sind.

*

Die Kunst ist pessimistisch, insofern sie von der Wirklichkeit wegstrebt, weil sie nur Schein sein will, weil die Wirklichkeit ihr nicht genügt, insoweit sie gerade durch diese Forderung den Beweis erbringt, daß das eigene Gesetz dem der Welt fremd gegenübersteht: weil ihr Pathos, ihre Harmonie gerade aus den Tiefen einer kämpfenden und leidenden Welt aufwächst. Darum ist der Tod der große Musaget.

Die Kunst ist optimistisch, weil sie das reine Leben ist. Als solches ist sie schöpferischer Trieb, der Wille zur Materialisierung, die Prägung der Form — aber auch Lösung und Freiheit, demütige Hingabe an die Natur und der romantische Glaube, daß das eigene Gesetz sich im fremden wiederfinde, ja mit ihm identisch sei.

*

Während die Aristokratie von der Tat auf den Säter schließt und schließlich zum Glauben an den höheren Wert einzelner Menschen und bestimmter sozialen Schichten wird, strebt die Demokratie darnach, alle greifbare persönliche Bevorzugung auszuscheiden. Darum verträgt die Demokratie noch am leichtesten die anonyme Herrschaft des Geldes.

*

Das Leben ist immer noch mehr, noch jenseits aller seiner besonderen Gestaltungen; der lebendige Gott ist ein transzendenter Gott, nirgends zu finden und doch allgegenwärtig.

*

Es liegt in der gesellschaftlichen Natur des Menschen, daß was man ist, nie ganz von dem getrennt werden kann, was man vorstellt.

*

Die Tat bleibt unsere eigentliche Bestimmung. Nur durch die Leistung werden wir uns selber deutlich, unserer selbst gewiß. Nur wer sich über die Sache vollkommen vergessen, wer sich opfern kann, gewinnt dadurch sein tiefstes Wesen.

*

Jeder besonderen Zeit und Kultur gegenüber nimmt das Ideal der Humanität einen etwas anderen Sinn an. Heute hat es in erster Linie die Bedeutung der Ganzheit. Nur die von dem ganzen Menschen vollbrachte Tat gibt dem Täter ihre volle Süße zu schmecken. Nur sie ist die Erlösung vom Druck der Welt und „des Lebens leicht werden“.

*

Der theoretische Optimismus und Pessimismus erweisen sich gegenüber der Tat als Ausschweifungen des Gefühls, Übertreibungen, die an der Wirklichkeit vorbeigehen. Unsere wirkliche Erfahrung ist ebensowenig denkbar ohne den Stachel der Not, wie ohne das über ihr schwebende Ideal.

*

Auch die Freiheit wird zu einem Empfangen, zur Gnade. Immerhin fühlen wir sie doch von derselben Substanz wie unser bewußtes Wollen und Handeln, wir erleben sie als tiefste Erfüllung der Persönlichkeit und leiten daraus das Recht her, sie als unsere Aktivität, als Ausfluß des eigenen Gesetzes zu bezeichnen.

*

Die groteske äußere Ungerechtigkeit des Daseins würde uns zur Verzweiflung treiben, wenn wir nicht ahnten, daß diese sichtbare Ordnung durch eine unsichtbare überall durchbrochen und teilweise aufgehoben wird.

*

Nur die Muttersprache reicht in den Erlebnisgrund herab, in dem die Religion wurzelt.

*

Wäre die Wahrheit das letzte richtunggebende Ideal, dem das Leben zustrebt, so ginge dies seiner Erstarrung entgegen. Vom Standpunkt dieses Ideals aus müßte das Subjekt immer mehr nur zu einem neutralen Beziehungspunkt, zu einem Subjekt nur der Erkenntnis werden. Aber ein solches Subjekt ist in jeder Weise nur eine Fiktion. Der Antrieb auch des Denkens ist ein gefühlsmäßiger. Nur weil der Gedanke immer aus dem Erlebnis aufsteigt und sich immer wieder in das Erlebnis verwandelt, bleibt auch der Drang nach Erkenntnis ewig frisch und jung.

*

Das Ewigkeitsbewußtsein fragt nicht nach Unsterblichkeit, denn das hieße ja die Zeit und den Tod und das Ich wieder in ihre Rechte einsezen.

*

Der geschichtliche Mensch wie die Einzelpersönlichkeit ist ja nur, indem er wird! Die Humanitätsidee in diesem Sinne ist beständige Aktivität, sie ist das nie ruhende Ethos der Menschennatur selber.

*

Bildung ist wachsender seelischer Reichtum. Es gehört zu ihren Voraussetzungen, daß man sich nicht einbildet, sie zu besitzen. Aber es bedeutet eine unbedingte Überlegenheit, wenn ich mich für etwas interessiere, was anderen gleichgültig ist.

*

Auch die Muße ist Aktivität, nur in einem tieferen, freieren, persönlicheren Sinn als die Arbeit. Gerade als innere Aktivität verstanden ist die Muße ein wesentliches Ziel der Bildung.

*

Der Mensch darf nicht nur in seinen Zweckbestimmungen aufgehen, das Individuum muß sich auch als Selbstzweck fühlen und darstellen. Erst dann ist der individuelle Mensch der ganze Mensch, die Monade, das Ebenbild Gottes! —

*

Verantwortung kann man, richtig verstanden, mit niemandem teilen, denn sie bedeutet, daß man seine Person, über die man doch allein selber verfügen kann, völlig für eine Sache einsetzt.

*

Es ist das Los des Menschen, allezeit zu fühlen, was ihm fehlt. Daß er dies aber fühlt, ist auch seine Würde und sein Weg zu Gott.

*

Der gesunde Mensch ist nicht der in sich abgeschlossene, sondern durch den der Pulsschlag der ganzen Welt geht, der in und mit allen Dingen aufs innigste verwobene, der tätigste, der am meisten und weitesten wirkende Mensch.

*

Der eigentliche Sündenfall ist im einzelnen wie im ganzen das Überwiegen des Kürwillens über den Wesenwillen, der egoistischen Berechnung über den auf Konzentration gerichteten Lebensinstinkt, die Überschätzung des einzelnen Genusses, des einzelnen Zweckes im Rahmen des Ganzen.

*

Die Tragödie ist eine Überwindung jener tief bourgeoisen und im Grunde trivialen Vorstellung, welche von großen und kleinen Kathedern und Kanzeln immer wieder als „sittliche Weltordnung“ gelehrt wird.

*

Die Betrachtung der Tragödie als Tat und der Tat als Tragödie ist ein Bekenntnis zum Wert als der letzten Kategorie des Weltverständnisses.

*

Jemand als Persönlichkeit auffassen heißt eine Beziehung ganz exklusiver Art zu ihm begründen, wie wir sie mit keinem anderen Menschen haben können. Wenn wir von einer Person sprechen, sagt allezeit eine Stimme in uns: „tua res agitur“.

*

Was es mit mir und der Welt im ganzen theoretisch auf sich haben mag, brauche ich nicht zu wissen. Wer den starken und guten Willen hat, weiß in jedem Augenblick was er soll und ist dadurch unabhängig vom Erfolg.

(Der Offizier in „Drei Freunde“.)

*

In dem Wort „Bildung“ liegt ein erscheinungsgläubiger entweder praktischer oder überwiegend ästhetischer Optimismus, dem eine tiefere Lebenserfahrung nur schwer ein unbedingtes Recht einräumen kann.

*

Eine eigentliche pessimistische Praxis kann es außer dem Selbstmord nicht geben, und auch da ist das Ziel des Entrinnens, der Rettung aus einer unerträglichen Lage nicht eigentlich pessimistisch.

*

In dem beständigen „Soll“, in dieser ewigen Aufgabe, bezeugt sich uns die Ganzheit, der Wert, als unsere Bestimmung und wahre Heimat, der wir enger verbunden sind als irgendeinem konkreten Weltinhalt, sei es eine Person oder eine Sache.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Die Kunst ist darin durchaus symbolisch für unser allgemeines Verhältnis zur Welt, daß sie sich niemals in Bejahung oder Verneinung, in Weltflucht oder Weltliebe erschöpft, sondern eine einheitliche Tendenz und Richtung nur an einem Ziele gewinnt, welches, wenn auch allezeit positiv und negativ auf die Welt bezogen, doch nicht mehr von dieser Welt sein kann.

*

Wirkliche Güte ist über alle menschliche, weltliche Bildung hinaus kosmische, nein meta-kosmische, a-kosmische Freiheit. In der Kunst suchen wir uns mehr mit den Sinnen, im Dienste des Guten mehr vom Herzen aus in diese Sphäre hineinzu-leben. Aber das eine zieht das andere nach sich, denn das Zentrum fordert die Peripherie und die Peripherie das Zentrum.

*

Durch die Welt hindurch, nicht an ihr vorbei führt der Weg zur Freiheit. Nur innerhalb der Welt können wir verzichten. Auch der Zyniker, auch der Asket kann ihr nicht entfliehen.



Das Gesicht des mittelalterlichen Menschen

von Dr. Alfred Bäumler - Dresden

Wir wissen nicht, wie die Menschen des frühen und des hohen Mittelalters ausgesehen haben. Die spärlichen Andeutungen der Chronikenschreiber erlauben uns zur Not, den ungefähren Eindruck der äußeren Gestalt einzelner, besonders hervortretender Männer in der Phantasie wieder herzustellen; ein deutliches Bild aber haben wir weder von Karl dem Großen noch von einem der sächsischen und salischen Kaiser, ja noch nicht einmal von den Staufern. Ein wirkliches Porträt ist in Deutschland vor dem Jahre 1250 nicht zu finden. Dieser Zug gehört wesentlich zum Früh- und Hochmittelalter. Erst in der späteren Gotik taucht das Interesse am individuellen Menschen und seiner äußeren zufälligen Erscheinung auf. Das frühe Mittelalter sieht im Einzelnen noch einen Repräsentanten geistiger Mächte. Der Mensch ist nicht dieser oder jener, sondern ein Typus des Standes, den er vertritt.

Die monumentale Malerei und die Bildnerkunst der Romanik belehren uns, daß eine solche Einstellung keineswegs zu einer flachen, „typisierenden“, schemenhaften Menschen Darstellung führen muß. Vielmehr wirken auch die hochmittelalterlichen Menschenbilder lebensvoll und überzeugend. Das rührt daher, daß der mittelalterliche Mensch noch an die Wirklichkeit der Begriffe, der geistigen Mächte, der Stände usw. glaubte. Wenn man einen Herrscher malte oder meißelte, so stellte man das Wesen des Herrschertums in einer bestimmten Gestalt dar. Da man aber an dieses Wesen glaubte, stellte man es auch wesentlich, und nicht schemenhaft-allgemein dar. Die Menschen Darstellungen des Hochmittelalters, die den Namen einer bestimmten Person tragen, entbehren keineswegs überzeugender, persönlicher Kraft. Man kann sie mit dem Ausdruck „typisieren“ nicht abtun. Es sind keine Porträts, aber es sind auch nicht abstrakte Typen: die idealen Wesenheiten haben in einem bestimmten Menschen Wohnung genommen, und erklären nun das Gesicht dieses Menschen, so daß es wesentlich wird.

Für das Studium des mittelalterlichen Menschen sind die Dome von Bamberg und Naumburg die belehrendste Fundgrube. An den berühmten Bildwerken dieser beiden Dome ist der Stilwandel von der Romanik zur Gotik deutlich abzulesen. In der Kunst der Menschen Darstellung bedeutet dieser Stilwandel die Wendung von der typisierenden Wesens Darstellung zum porträthaften Bildnis. In den Gestalten der Adams pforte des Doms zu Bamberg tritt uns das romanische Mittelalter noch einmal majestätisch vor Augen. Dagegen sprechen uns die Statuen der Stifter im Westchor des Domes von Naumburg schon unmittelbar menschlich d. h. porträthaft an. Wir haben weder in Bamberg noch in Naumburg wirkliche Porträts vor uns. Aber bei der Bamberger Adams pforte kommt uns der Gedanke der Porträthaftigkeit gar nicht in den Sinn, während für die Naumburger Figuren das

scharfe und genaue Wort Dehios gilt: „Diese Gestalten sind nicht Porträts, aber sie können dafür gelten.“

Betrachten wir die Gesichter der Adamspforte näher. Der moderne Betrachter ist geneigt, wo die Porträthaftigkeit fehlt, nur „Allgemeinheiten“ zu sehen. Die Gesichter der Adamspforte können hier eine gute Schule werden: sie sind weder Porträts, noch allgemein, sondern individuell=allgemein. Man betrachte die Gestalt König Heinrichs, herrscherlich ganz und gar in Haltung und Bewegung, auch das Haupt mit der Krone und dem wallenden Haar und Bart herrscherlich. Aber es ist doch zugleich das Haupt eines b e s t i m m t e n Mannes, eines mehr besonnenen als kühnen, der den Mund wie zum Reden geöffnet hält. Die Charakteristik stimmt zum Bilde des geschichtlichen Heinrichs II., des Stifters des Bistums Bamberg. Heinrich war mehr als 200 Jahre tot, als der Künstler dieses verklärte Bildnis schuf, das mehr den Mythos des Kaisers gibt als ihn selbst. Aber es gibt diesen Mythos gläubig wieder, und dadurch kennzeichnet es sich als ein Werk der großen romanischen Zeit.

Weit individueller als der König ist die Königin gebildet, die nachmals mit ihrem Gemahl heilig gesprochene Kunigunde. Die lange Nase bricht stumpf ab. Dazu stimmen Unterlippe und Rinn, die auf einen fast kapriziösen Eigenwillen raten lassen. Die Charakteristik ist eindeutig und geschlossen, ein einmaliger Mensch steht vor uns, und doch wirkt das Gesicht nicht als Porträt. Es zeigt dieselbe Würde und Ruhe wie das des Königs. Die Krone ist dem Haupte nicht zufällig aufgesetzt, sondern sie ruht organisch auf ihm wie ein hinzugehöriger Abschluß. Das „romanische“ Gesicht hat immer etwas architektonisches. Es ist gebaut und gefügt, es gibt immer einem S e i n Ausdruck, nicht einem vorübergehenden Tun oder Handeln. Wer Interessantheiten sucht, psychologische Vertiefung und Schattierung, der wird enttäuscht. Wer aber den Ausdruck eines großen menschlichen Daseins zu verstehen vermag, der wird die strenge Architektur dieser Gesichter allen späteren Darstellungen vorziehen.

Der Bamberger Dom enthält noch eine Fülle bedeutender Köpfe. Da ist das unvergeßliche Bildnis des „Reiters“ mit der felsigen Stirn, der mächtigen vorspringenden Nase, den tatendurstig geöffneten Lippen, und dem breiten, zupackenden Rinn. Der deutsche ritterliche Geist hat keine schönere Darstellung gefunden, ganz individuell, und doch nicht Porträt. Dasselbe gilt von den Köpfen der Maria und der Elisabeth. Auf dem Gesichte Marias thront mütterliche Fülle und Sicherheit, Wangen, Mund und Rinn runden sich weich. Dagegen zeigt die Elisabeth die durchgearbeiteten harten Züge einer echten Fränkin, durch den gläubig schauenden Blick zu einer eigentümlichen Größe verklärt. — Unvergleichlich ist die Fülle an charaktervollen Männerköpfen, die sich in den Reihen der Propheten und der Apostel an den Chorschranken des Bamberger Doms finden. Bei den Propheten herrscht der Ausdruck leidenschaftlicher Erregtheit vor. Es sind aber auch zwei darunter, bei denen die Kraft der Empörung zu einer erhabenen Ruhe gewaltsam gestillt erscheint. Aus den Gesichtern der Apostel dagegen leuchtet eine sich selbst verzehrende Innerlichkeit. Es ist dieselbe Glut, die aus den Apostelgesichtern der

Chorsrankenreliefs in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt flammt. Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts hat kein Künstler mehr solche Gesichter zu bilden vermocht.

Die Stifterbildnisse in Naumburg stellen Ahnen dar, deren wirkliche Züge wohl niemand mehr gekannt hat. Aber hier ist nicht ein Ahnenmythus gestaltet, sondern die Figuren werden hingestellt, als ob sie lebten. Es ist, als ob der Künstler unter dem Vorwand der Ahnendarstellung lebende Menschen seiner Bekanntschaft in den Stein gemeißelt hätte. Diese Männer und Frauen repräsentieren nicht irgendeine geistige Macht — sie sind einfach, was sie sind. Jede Figur, jedes Gesicht ist schlechthin individuell, lebt aus sich selbst, handelt und leidet für sich. In jedem Gesicht steht eine Geschichte geschrieben, jedes zeigt offen die Spuren vergangener Wonne und vergangener Schmerzen. Eben dasselbe, was das Gesicht ausspricht, verrät auch die Körperhaltung, und besonders das mannigfaltige Spiel der sensiblen Hände. Wie unbefangen rafft die heitere Reglindis ihren Mantel, und wie feierlich hält ihn die ernste Uta mit präziös gespreizten Fingern! Wie fest faßt Thietmar das Schwert, und wie spielerisch Timo!

Wilhelm Pinder hat in seiner bedeutenden Beschreibung des Naumburger Doms (mit den Aufnahmen von Walter Hege) das raffig-adelige Wesen der Stifterfiguren vorzüglich beschrieben. Ich führe diese Beschreibung an, weil sie den vitalen Subjektivismus der Naumburger Figuren erkennen läßt. Es gibt hier kein Sichgehenlassen, so sagt Pinder, der diese Eigenschaft auch in den Blattformen der Kapitelle wiederfindet, sondern nur ein präziisiertes In-Erscheinung-treten und Sichdarstellen. „Auch die Blätter haben ihr adeliges ‚Benehmen‘, ihre Haltung — und eben dieses Benehmen, diese Haltung teilen sie mit den höchsten Schöpfungen der Westchorplastik, mit Gerburg, Gepa und Uta . . . Razenschlang ist an diesen gesteigerten Pflanzenwesen alles gestrafft und aus schüßiger Bewegtheit sogleich zu eifriger Vornehmheit gefroren, als ob Metall in ihren Adern geflossen, aber erstarrt wäre. Es ist alles raffiges Leben und Organik, aber stilistisches, kein gewöhnliches Leben, stilistische Organik, von dem gepanzerten Gefühl einer ritterlichen Zeit zum Ausdruck feinsten Spannung schwertscharf ausgefeilt.“ Mit Bewußtsein „ausgefeilt“ wie jede Haltung ist auch jedes Gesicht. Der Blick ist nicht mehr schauend, sondern er faßt etwas Bestimmtes. Er verrät die Zugespitztheit leidenschaftlichen Lebens auf einen Punkt. Da alles von innen heraus in Bewegung gesetzt wird, kann das Untliß nicht mehr wie aus lagernden Schichten aufgebaut sein. Es verliert seinen architektonischen Charakter, es wird psychologisch belebt: das Musikalisch-Bewegte tritt an die Stelle des Architektonisch-Ruhenden. Dieser Wendung zum Musikalischen entspricht es auch, daß wir uns den Klang der Stimme vorstellen können, mit denen diese Menschen gesprochen haben. Das plastische Leben dieser Figuren ruht nicht in sich selbst; es drängt über sich hinaus und verschwebt als Ton in der Luft.

Die deutsche Gotik hat das Programm, das ein genialer Einzelner in Naumburg vorwegnehmend formulierte, im Laufe zweier Jahrhunderte langsam erfüllt. Der Weg ist im großen bezeichnet durch die immer stärkere Annäherung an das

Porträt. Die Kraft der Individualisierung und Charakterisierung läßt im 14. Jahrhundert nach. Hier treten manchmal wirklich schemenhafte Gesichter auf. Es gibt eine Darstellung der Individualität, die schattenhafter wirkt als jede Typisierung. Im 15. Jahrhundert jedoch erreicht die Kunst der plastischen Charakterdarstellung ihren Höhepunkt. Aus der Plastik der zweiten Jahrhunderthälfte ließe sich eine Charakterologie des deutschen Menschen im Spätmittelalter zusammenstellen — eine Charakterologie, die geschichtlichen Wert hätte, denn sie ist unmittelbar aus dem Leben der Zeit geschöpft. Aber nun sind es nicht mehr Könige und Ritter, deren Züge uns aufbewahrt werden, oder die man doch so schildert, wie man sie sich denkt, sondern der Bürger und der Bauer erscheint im Kleide der Apostel, der Heiligen, der Soldaten und Henkersknechte. Welche Fülle von Porträts enthält z. B. der Blutaltar von Tilmann Riemenschneider in Rothenburg. Wir fühlen uns bei der Betrachtung dieser Gesichter auf die Gassen einer fränkischen Stadt versetzt. Niedrige Stirnen, fleischige Nasen und Wangen, gefurchte Mundpartien, eckige und unbeholfene Bewegungen geben die Wirklichkeit wie in einem Spiegel wider. Dieselbe bürgerliche Porträtähnlichkeit finden wir in den Werken Adam Krafft's. Versucht man jetzt, einen idealen Kopf zu bilden, so gerät man leicht ins Sentimentale. Die ältere romanische Kunst erreicht das Größte und Stärkste in der Darstellung des Antlitzes Christi. Der Plastik des ausgehenden Mittelalters gelingt keine große Christusdarstellung mehr. Ja nicht einmal die Apostel werden mehr mit wirklicher Kraft dargestellt. Wenn es Dürer gelingt, das Bild Christi und der Apostel neu zu prägen, so geht er damit über die Spätgotik hinaus und schöpft aus der Tiefe seiner einzigen Persönlichkeit.

Das späte Mittelalter vermag das die Erscheinung durchdringende allgemeine Wesen nicht mehr darzustellen; dafür erreicht es im Porträthaften das Letzte. Aus dem Vergleich dieser Kunst mit den symbolischen Darstellungen der Romanik wird freilich die Kleinheit aller porträtierenden Kunst deutlich. Man kann sich nichts Beseelteres, Lebendigeres denken, als das Porträt des Bischofs Rudolf von Scherenberg, das Tilmann Riemenschneider für den Würzburger Dom in Stein gemeißelt hat. Wie scharf ist das Gesicht dieses alten Mannes mit seinem Ausdruck müder, spröder Güte bis ins letzte Fältchen hinein modelliert! Aber es ist die Darstellung eines individuellen, sterblichen Menschen — nicht mehr. Als man das Porträt noch nicht kannte, hatte man dieses „mehr“: das durch die Erscheinung hindurchleuchtende ewige Wesen noch zu geben vermocht.



Vom neuen und alten Deutschtum

Eine Einleitung zur Vortragsreihe über den deutschen Lebensgedanken

von Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Eugen Rühnemann-Breslau

Nach dem Weltkriege hat in den Beziehungen der deutschen Menschen eine neue Entwicklung begonnen. Nicht nur suchen einander alle, die in irgend einem Sinne zusammengehören, mit einem früher nicht gekanntem Eifer. Die Tagungen, die Sitzungen, die Kongresse der Berufsgenossen oder derer, die irgend ein gemeinsamer Anteil bindet, hören nicht auf und wählen mit Vorliebe die Orte, an denen ein deutscher Schmerz hängt, das besetzte oder befreite Gebiet, den Rhein, Danzig, Ostpreußen, Schlessien. Auch über die Grenzen hinüber vereinen sich Reichsdeutsche und Auslandsdeutsche, als gälte es, sich in einem neuen Gesamtgefühl deutschen Lebens zusammenzufinden.

Deutscher sein bedeutet im Jahre 1927 ganz etwas anderes — als etwa 1912. Die Zeiten gefättigten Hochgeföhls und der Überzufriedenheit im Erreichten sind vorüber. Die schwere Erfahrung jener großen Jahre ist über die Seelen dahingegangen. Nur wer sie außerhalb Deutschlands mitgelebt hat, konnte ihren vollen Sinn begreifen. Denn niemals war ein Krieg so sehr wie der Weltkrieg ein Kreuzzug zur Vernichtung eines ganzen Volkstums. Wenn wir vom Mittelalter hören, wie damals ein ganzes Land durch den Kirchenfluch unter Acht und Bann getan wurde — nun läuteten keine Glocken, kein liebendes Paar erhielt für sein Verlangen den Segen des Himmels, die kleinen Erdenbürger wurden nicht durch die Taufe hineingenommen in die Gemeinde der Heiligen, dem Sterbenden fehlte in der letzten Stunde der Trost Gottes — nur der Leib lebte noch, die Seele war entwichen — dann sonnen wir uns in der Gewißheit, daß in unseren lichten Zeiten ein solch Ungeheures des geistlichen Hasses nicht mehr möglich sei. Und die Deutschen haben es immer noch nicht begriffen, daß sie genau das-selbe im Weltkriege erlebt haben. Denn dieses war das Meisterstück in der Zielbewußtheit der Zerstörung, in dem unsere Feinde uns so sehr überlegen waren. Deutscher sein bedeutete in Acht und Bann getan sein, Deutscher sein hieß als der Ausfäßige hinausgestoßen sein in die Wüste, verbannt sein aus der Gemeinde der Reinen, Deutscher sein sagte: des todeswürdigsten Verbrechens überführt sein und außerhalb der Menschlichkeit stehen. Die Kinder Gottes schlossen sich als die vom Himmel Geliebten ab gegen die Hunnen und Barbaren. Das ist ja die schreckliche Größe, die dem englischen Willen die unzerbrechliche Kraft gibt, daß jeder Krieg um Sein und Nichtsein des britischen Weltreiches zum Religionskrieg wird. Denn Engländer sein heißt eben der Gemeinde eines lebendigen Glaubens angehören. Der Glaube besteht in dem Bekenntnis: die Ausbreitung des englischen Gedankens über die Erde ist das Glück der Erde, das Heil der Völker, der Fortschritt selbst, bedeutet die Errichtung des Reiches der Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit, die Errichtung des Reiches Gottes auf Erden — wir sind das auserwählte Volk.

Wer daher dies Volk angreift, ist ein Aufrührer vor Gott und des teuflischen Verbrechens schuldig. Er steht unter dem Fluch der Hölle. Gegen ihn entfaltet der Religionskrieg alle seine blutigen Schauer. So erklärt sich das Geschick der Deutschheit in jenen Tagen. Die Seiten des alten Testaments sind an deutschen Menschen wieder wahr geworden, — sie mochten als Grenzdeutsche in dem Gürtel um Deutschland wohnen, als Siedlungsdeutsche irgendwo in fremdem Lande und Reich ein Stück neuer deutscher Welt gegründet haben, als Zivilisationsdeutsche, Arbeiter der Hand und des Geistes, in der Fremde ihr Brot verdienen, oder auch als Deutsche in den Vereinigten Staaten, ohne eins von allem diesem zu sein, doch die größte deutsche Kulturkolonie in der Welt darstellen. Der Fluch, der über dem Mutterlande lag, erfüllte sich an ihnen als bitteres Leiden: Teuerung, Hungersnot, Seuchen, Verlust des Besitzes, der Ehre und der Heimat, der Himmel rot vom Brande deutscher Heimstätten, die Landstraßen gedrängt voll von den Flüchtenden. Sie lebten, schien es, unter dem Zorne Gottes. Doch der Zorn Gottes war nichts als die Ruchlosigkeit der Menschen, die um unredlichen Gewinnes halber den Bruderhaß entfesselten.

Aber in Demut dürfen wir heute bereits anerkennen, wie wieder einmal Menschenklugheit und Menschenirrsinn vor einem höheren Walten zu Schanden geworden ist. Denn was bestimmt war, die Deutschheit zu vernichten, ist ihr zu einem Quell des Lebens geworden. Es ist ja nun einmal die Schicksalsbestimmtheit des deutschen Wesens, daß es geschichtlich niemals zu einer wahren Einheit kam. Von den 100 Millionen deutscher Menschen sind 40 Millionen Auslandsdeutsche. Sie lebten und leben zersprengt über die ganze Erde. Niemals ist zwischen ihnen irgend eine wirkliche Verbindung gewesen. Nun sind sie zum ersten Male in der Geschichte in eine wahre Schicksalsgemeinschaft zusammengeschmiedet. Es ist die Gemeinschaft des Leidens um Deutschlands willen, die ihnen eine neue gemeinsame Seele geschaffen hat. Seit es die Verstoßung unter den Menschen bedeutete, Deutscher zu sein, ist alles Deutsche in eine Einheit des Gemeinbewußtseins zusammengezwungen worden, die ihr immer gefehlt hat. Seit das Wörtchen deutsch der Gegenstand der Weltverachtung wurde, besinnt sich alles Deutsche auf das, was es wirklich ist, und das Deutschtum erhebt sich zum ersten Male als eine Einheit des Lebens in einem neuen und großen Stolze. Deutsche Geschichte ist bis zu diesem Tage die Geschichte großer deutscher Führer, der Fürsten, der Heerführer, der Staatsmänner gewesen. Ihnen in Treue zu folgen war bisher die Tugend des Volkes. Man möchte so weit gehen zu sagen: der Krieg ging verloren, weil es noch kein wirkliches deutsches Volk im vollen Sinne des Wortes gab. Denn dort allein ist in Wahrheit ein Volk, wo alle das öffentliche Geschick des Ganzen als den Gegenstand persönlicher eigener Verantwortung fühlen, begreifen und behandeln. Der Weltkrieg, scheint es, sollte in diesem Sinne der Geburtstag des deutschen Volkes sein. Denn wenn auch in der allgemeinen Vermittelmäßigung der Menschheit, die überall der Volksfluch unserer Tage ist, Namen wie der Hindenburgs die fremden Wilson, Lloyd George, Clemenceau, Poincaré verblaffen

lassen, so verschwand doch im Beginn des Krieges in Deutschland die Größe der Führer vor der wunderbaren Größe des Volkes, wie es in den heiligen Augusttagen von 1914 das schönste Bild des Volksstaates verwirklichte, als das ganze Leben ein einziger Gedanke, ein Wille, ein Dienst der Treue bis zum Tode ward, und wie es — trotz alledem und alledem — den Deutschen Krieg zur größten Volkseistung aller Zeiten machte. Nun aber wissen wir, wie diese Kraft des Volksbewußtseins doch nicht bis zur entscheidenden Stunde durchhielt. Es soll in Leiden und großer Geduld langsam errungen und erarbeitet werden, was der Schwung der weltgeschichtlichen Stunde wohl beginnen, aber nicht vollenden konnte. Das deutsche Volk als die bewußte Einheit des gesamtdeutschen Lebens auf der Erde soll sich selber in einer freien Tat des Geistes erschaffen. Dies verlangt die Einkehr in uns selbst. Wir müssen uns alle bis ins Innerste durchdringen mit dem Bewußtsein der Sendung, die auf das deutsche Volk gelegt ist. Wir müssen uns mit dem deutschen Lebensgedanken als einer heiligen Pflicht und zugleich als unserem höchsten Stolz erfüllen, auf daß eine neue Probe, die wieder einmal das Letzte von uns fordern wird, uns nicht wie die des Weltkrieges unvorbereitet finde, sondern auf ein unzerbrechbares Volksbewußtsein stoße. Das deutsche Volk nämlich ist das Volk des Gedankens unter den Völkern. Als es in die Geschichte eintrat, nahm es auf sich als seinen Beruf den Gedanken der neuen Weltzeit, den Gedanken vom Weltreich der Christenheit, in welchem alle Völker des Abendlandes eine Familie bilden als Kinder desselben göttlichen Vaters. In diesen Berufsgedanken ganz versenkt versäumte es um der Idee willen die erste Pflicht des Volkes, einen starken Nationalstaat zu gründen. Wiederum im Zeitalter der Reformation setzte dies merkwürdigste aller Völker um einer reinen Frage des Gewissens willen das nationale Dasein selber aufs Spiel. Um die Seele in der rechten Beziehung zum Göttlichen zu retten, verlor es nicht nur die Welt, sondern kam im Dreißigjährigen Kriege hart heran ans Verbluten. Es geschieht im innersten Geiste dieser deutschen Geschichte, daß das Reich, durch das der Deutsche die Geltung eines großen Volkes zurückgewann, ein reines Reich der Seele war, das Weltreich des deutschen Geistes, in dem unsere größten Denker und Dichter auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts der nationalen Begabung den höchsten Ausdruck schufen. Seitdem suchen der deutsche Geist und der deutsche Staat, die verschiedenen Ursprungs sind, sich miteinander zu durchdringen und eins zu werden im gesamtdeutschen Reiche der Einheit und Freiheit. Diese Bewegung war noch nicht zu ihrer Vollenendung gediehen, als der Weltkrieg uns zu früh überraschte. Vor uns liegt das höchste Ziel der deutschen Geschichte, an dem der deutsche Lebensgedanke zum deutschen Reichsgedanken werden soll und das gesamtdeutsche Volk in lebendiger Bewußtheit die Einheit des Geistes findet. Dazu bedarf es der gemeinsamen Besinnung auf die große Gedankenwelt, die dem Deutschen sein Wesen unter den Völkern gibt. Wir müssen es lernen, in vollem Sinne Deutsche zu sein.



Sprache und Volkstum

von Professor Dr. Richard Müller-Freienfels - Berlin

Das Verhältnis von Volkstum und Sprache erscheint dem Laien in der Sprachpsychologie (zu denen leider auch viele Politiker gehören, die die Geschicke der Völker entscheidend beeinflussen) höchst einfach. Man nimmt an, daß es „natürliche“, klar trennbare Volksgemeinschaften gäbe, deren jede ihre besondere Sprache entwickele. Demjenigen freilich, der sich etwas tiefer mit den Problemen des Sprachlebens beschäftigt, erscheint die Sachlage eher umgekehrt; fast wird er geneigt sein (statt zu sagen, jedes Volk schaffe sich seine Sprache) das Verhältnis so zu formulieren, daß sich jede Sprache ihr Volk schaffe. Freilich wäre das eine paradoxe Überspizung eines Tatbestandes, der aber doch ein Tatbestand ist, wenn auch ein äußerst komplizierter. Für das letzte Jahrhundert zum mindesten besteht das Bestreben, Sprachgemeinschaft mit Volksgemeinschaft gleichzusetzen, wenn heute in der Politik von der Selbstbestimmung der Völker, d. h. dem Recht, eine eigene staatliche Einheit zu bilden, die Rede ist, so meint man eben die Selbstbestimmung der Sprachgemeinschaften.

Vielleicht ist es nicht überflüssig, sich einmal klar zu machen, daß diese scheinbar so „natürliche“ Meinung erst ein verhältnismäßig junges Produkt der Kulturentwicklung ist. Im gesamten Altertum, ja auch im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein dachte niemand daran, die Landesgrenzen nach den Sprachgrenzen auszurichten. Soweit nicht reine Machtverhältnisse die Staatszugehörigkeit bestimmten, war vielfach die Religion weit wichtiger für den nationalen Zusammenschluß als die Sprache. Jude z. B. war im Spätmittelalter, wer zu Jahve betete, mochte er auch — wie ein großer Teil der Gesellschaft im alten Jerusalem — nur griechisch sprechen. Man konnte *civis romanus* sein und brauchte kein Wort Latein zu können. Und noch heute ist im Orient vielfach die Religion weit wichtiger für das nationale Gemeinschaftsempfinden als die Sprache. Erst im Laufe der Neuzeit, im neunzehnten Jahrhundert zur öffentlichen Forderung werdend, tritt das Bestreben hervor, die politischen Gemeinschaften auf Grund der Sprachverhältnisse zu gestalten, wobei der Satz „*cujus lingua, ejus regio*“ oft sogar umgekehrt wird in den Satz: *cujus regio, ejus lingua*, was besagen will, daß jede zunächst auf Grund einer Sprachgemeinschaft aufgebaute Nation das Recht verlangt, auch alle ihr durch den Zufall der Geburt angehörigen fremdsprachigen Bürger zu ihrer Sprache zu zwingen.

Wir haben an dieser Stelle nicht die völkerrechtliche Seite dieser Probleme zu lösen. Entscheidend ist ja leider hier nicht das Recht, sondern die Macht. Trotzdem ist es nicht uninteressant, auch die völkerpsychologische Frage zu erörtern, wieso die Sprache in der neuesten Zeit das staatenbildende Prinzip zu werden vermochte, während sie es doch früher nicht war.

Zunächst kommen da negative Faktoren in Betracht, das Zurücktreten der anderen Nationalitätsprinzipien, die früher entscheidend waren. Vor allem ist die

Religion heute nicht mehr wie ehemals ausschlaggebend. Gewiß ist religiöse Verschiedenheit auch heute noch wichtig, wo es sich um den Existenzkampf einer sprachlichen Minderheit handelt, aber so stark wie früher ist sie nicht mehr. Religionskriege führen wir nicht mehr in Europa, religiös getrennte Sprachgemeinschaften wie die Serbokroaten bilden heute einen Einheitsstaat, ebenso wie sich die Deutschen trotz ihrer religiösen Gespaltenheit als Einheit fühlen.

Fast stärker noch als die Religion ist das dynastische Moment zurückgetreten, das noch in der Barockzeit entscheidend für die politischen Abgrenzungen war. Bei dem über die ganze Welt sich ausbreitenden Anwachsen demokratischen Empfindens war es auf die Dauer unmöglich, die Grenzen, die durch die Macht einzelner Dynastien gezogen waren, aufrecht zu erhalten. Mit dem Glauben an das Gottesgnadentum der Fürsten ging auch die politische Macht des dynastischen Prinzips dahin. Der Prozeß der „Säkularisierung“ der gesamten Kultur wirkt sich auch in der Nationalitätenfrage aus.

Mit dem Zurücktreten der transzendenten Prinzipien für die Nationalitätenbildung sah man sich also gezwungen, nach „natürlichen“ Grundlagen für die Volksgemeinschaft zu suchen und fand sie eben in der Sprache, wobei man zunächst die Sprache ganz unkritisch als Zeichen auch der „Rasse“ zugehörigkeit nahm.

So falsch diese Gleichsetzung ist, so mächtig hat sie doch gewirkt. Noch heute pflegen sich Gemeinschaften und Völker, die die gleiche Sprache sprechen, darum auch als stamm- oder blutsverwandt zu fühlen, obwohl einerseits nachzuweisen ist, daß nicht nur unzählige Individuen, sondern auch ganze Völker die Sprache gewechselt haben, und andererseits wirkliche, isolierte Blutsgemeinschaft, sogenannte „reine Rasse“, überhaupt nicht mehr existiert. Die Gleichsetzung der psychischen Sprachgemeinschaft mit physischer Blutsgemeinschaft ist ganz abzulehnen, auch wenn sich dieser Irrtum in Gefühle und sogenannte „Rasseinstincte“ umsetzt. Was man in dieser Hinsicht für „Natur“ hält, ist künstlich erzeugt.

Mit alledem wollen wir jedoch das Sprachprinzip als nationalitätsbildendes Prinzip nicht herabsetzen, sondern wir erkennen an, daß es mit Recht als solches angesehen wird, indem die Sprache die Menschen nicht bloß als animalische, sondern als geistige Wesen zusammenschmiedet. Gewiß ragen „Rasse“, „Blut“ oder wie man sonst die animalischen Tatbestände nennen will, auch ins Geistige hinein, aber einerseits sind sie ungeheuer schwer zu fassen, andererseits sind sie nicht in Reinkultur darzustellen. Wichtiger jedoch und letztlich auch stärker als die sogenannte Naturverwandtschaft der Menschen ist ihre Kulturverwandtschaft. Entscheidend für die Gemeinschaftsbildung ist nicht das Körperliche, sondern die Seele, die gewiß körperlich gebunden ist, aber auch unabhängig vom Körper zu formen ist. Und diese Leistung eben vollbringt die Sprache, das feinste Instrument jeder Kulturbildung. Gewiß schafft sich zunächst eine Gemeinschaft ihre Sprache, aber diese wirkt zurück auf die Gemeinschaft, indem sie ihre geistige Verbundenheit immer mehr vertieft und verfeinert. Insofern schafft in der Tat die Sprache erst ein Volk, indem sie an Stelle äußeren Zu-

sammenlebens und animalischer Verwandtschaft die geistige Gemeinschaft setzt. Denn die Sprache ist nicht etwas, was man äußerlich übernimmt, vielmehr schafft jede Sprache die Seele in den Tiefen um. In jeder Sprache sind nicht nur die Formen des Denkens, nein auch die Formen des Fühlens vorgebildet. Und wir wachsen in diese geistigen Besonderungen hinein, indem wir uns der sprachlichen Formen bedienen. Die Fühlweise eines Volkes ist aufs stärkste bedingt durch die Lieder, die jedes Kind in seiner bildsamen Frühzeit singt, durch die Sagen und Erzählungen, die seinen geistigen Horizont bilden helfen, durch die Geschichte und Überlieferung, die an seinem Charakter formen. Insofern aber nicht nur Literatur und Dichtung, auch Wissenschaft und Religion eng an die Sprache gebunden sind, ist die Sprache nicht nur äußeres Mittel, nein tiefste innere Bewahrerin und Gestalterin der Kultur. Gewiß läßt sich vieles „übersetzen“; aber man bedenke, daß sich bei allem Übersetzen nicht nur die äußere, nein auch die innere Form und der Gehalt des Übersetzten ändert. So ist die Sprache nicht bloß ein äußeres Gewand, das der Mensch seinem Wesen überstreift, sie ist innere Gestalterin seiner Seele und insofern besteht der Glaube doch zurecht, daß die Sprache das wahre Nationalitätsprinzip sei. Wenn wir darlegten, daß das nicht Natur, sondern Kultur ist, so wollen wir die Bedeutung der Sprache dadurch nicht herabsetzen, sondern betonen, daß die durch sie geschaffenen Gemeinschaften nicht animalischen, sondern seelischen Wesens sind, daß die Sprache noch über rein körperlicher Verwandtschaft eine geistige Gemeinschaft schafft, die erst ein Volk zu einem Volke im kulturellen Sinne macht. Das ist gemeint, wenn wir zunächst die scheinbare Paradoxie formulierten, daß nicht nur das Volk eine Sprache, daß die Sprache auch das Volk schaffe: das Volk als eine geistige, kulturelle Einheit.

Indessen hieße es nur eine Seite des Problems sehen, wollte man die Volksbildung im Sinne der Volksbesonderung als einzige Funktion der Sprache ansehen. Daneben läuft auch eine völkerverbindende Arbeit der Sprache, die nur weniger beachtet wird. Denn die Kultursprachen bestehen nicht als isolierte Wesenheiten nebeneinander, sie beeinflussen sich auch gegenseitig und passen sich an. Es gehört zum Wesen aller echten Kultur, daß sie gewiß einerseits völkisch verwurzelt ist, daß sie jedoch auch übervölkische Werte entwickelt. Vielleicht ist die heutige Absonderung der Völker auf Grund ihrer Sprache nur ein Durchgangsstadium, jenseits deren sich die Möglichkeit eines tieferen Zusammenwirkens der Sprachgemeinschaft als Möglichkeit auftaucht, in jenem Sinne etwa, in dem der alte Goethe eine „Weltliteratur“ kommen sah. Ziel muß sein eine Völkerverbindung, in der die einzelnen Gemeinschaften nicht trotz, nein gerade auf Grund ihrer Verschiedenheit fruchtbar zusammenwirken. Wie echte Kultur nicht dort besteht, wo die Individualitäten unterdrückt werden, sondern dort, wo jede Individualität sich harmonisch entfaltet und mit anderen zusammenwirkt, so wird auch eine übervölkische Kultur nur dort möglich sein, wo die Eigenart der einzelnen Völker bewahrt wird. In diesem Ziele wird dann auch die sprachliche und die ihr bedingte kulturelle Verschiedenheit nicht mehr als kulturhemmendes, sondern kulturbereicherndes Element

empfundener werden. Die Kultur der Zukunft, wenn anders sie ein ideales Ziel sein kann, wird nicht darin sich äußern, daß alle kulturellen Gemeinschaften in eine charakterlose Gleichmäßigkeit eingehen, sie wird sich auch nicht darin äußern, daß sie sich gegenseitig unterdrücken, sondern darin, daß sie die kulturellen Verschiedenheiten, die sich in den besonderen Sprachen auskristallisieren, als Werte erkennen, achten und als Reichtum empfinden lernen.*



Humor und Ironie in der altdutschen Wort- und Bildkunst

von Universitätsprofessor Dr. Adam Wrede-Köln

Ein herzhafter Humor begleitete auch in früheren Zeiten das Leben des Volkes und sorgte, daß weder der auf das Erwerbleben gerichtete Sinn noch auch der tiefreligiöse Zug der Zeit zu ausschließlicher Geltung gelangte. Dabei war die Fröhlichkeit der Menschen im allgemeinen ein gut Teil ungezwungener, kindlicher und treuherziger, aber auch freimütiger, derber und kühner als die späterer Zeiten. Viele Namen, bildhafte Ausdrücke, Redensarten und Sprüche, die uns heute verblaßt und durch den Gebrauch der Jahrhunderte abgegriffen erscheinen, hatten in der Vergangenheit noch ihre volle Farbe; sie wurden erst von einem späteren, empfindlicheren Zeitalter verschmählt. Warum? Frühere Zeiten waren von den unserigen verschieden in Grundfäßen und Anschauungen, die allein oder jedenfalls vorzüglich den Maßstab für Humor und Ironie, Wit und Satire abgeben.

Richtlinien oder Grundlagen wechseln im kleinen und einzelnen von einem Individuum zum andern, im großen von einem Zeitalter zum andern. Im Mittelalter hat man über Wize gelacht, die uns nicht mehr reizen, während wir über Stellen in Dichtungen, Schriften und Predigten lächeln, die für die Hörer ihrer Zeit bitterer Ernst waren. Die Menschen in der Vergangenheit hatten zudem mehr Muße als die heutigen. Ihre Sprache war naiver und natürlicher. Der Salleyransche Satz: *La parole sert à masquer la pensée*, d. h. das Wort dient dazu, den Gedanken zu verschleiern, war für die früheren Menschen noch nicht vorhanden, während er in und seit der Napoleonischen Zeit nicht nur in der Sprache der Diplomaten, sondern auch längst in der anderer Kreise eine Richtschnur wurde. Im Mittelalter besprach man allgemein in gesunder Natürlichkeit alle Gebiete mit einer für uns erstaunlichen Deutlichkeit, während heute viele in allen Schichten

* Manche der hier gestreiften Probleme der Volkspsychologie, besonders der deutschen Eigenart findet man eingehender behandelt in des Verfassers Buch: *Die Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur*. (München C. S. Beck. 4. Tausend.)

und Ständen das zu Berührende ängstlich verblümen. Infolgedessen verfielen in der früheren Zeit Humor und Ironie nicht selten auch in derbe, heftige, übermütige Komik und Satire.

Mit Ironie gemischter Humor zeigte sich bei den Bürgern in zahlreichen Namen für Personen, Häuser und Straßen, deren Uffigkeit von dem heiteren Sinn der Vorfahren zeugt. Da heißt z. B. einer im 12. Jahrhundert Vetscholder, also Speckbuckel oder Specknacken, wie wir heute sagen würden. Ein anderer führt den schönen Namen Linsenbuch, also Linsenbauch, ein Name, der ähnlich klingt wie der früher bei der Jugend beliebte Spottnamen Lätzenbalg für Soldaten, für die bekanntlich Hülsenfrüchte, besonders Erbsen, ein oft wiederkehrendes Gericht waren. Wodersack (Futtersack, Fressklößch) und Hoppestrunk (Hopfenstengel, Hoppestange) sind auch nicht übel gewählt. Bulappel (fauler Apfel), Buhlproeme (faule Pflaume) und erst recht Bulei oder Boyley (faules Ei) erscheinen schon anrühlich. Einen gemüthlichen Humor verrät der Namen Broeup, Herr Früh, oder Aensorge, Herr Sorgenfrei, oder Himmelcaff, d. i. Himmelgaffer oder Sternengucker. Mancher Mann brachte es zu einem Spitznamen in Form eines ganzen Satzes, z. B. Übel siehst du aus, Der mit den sieben Sinnen und andere. Nicht immer sind solche Zusätze heute noch verständlich, aber zu ihrer Zeit sicherlich ein Ausfluß echter Schalkhaftigkeit gewesen. Von Humor durchweht waren auch die oft wortspielreichen alten Straßennamen. Recht üppig blühten solche z. B. in niedersächsischen Städten. Alt-Hildesheim kann als Beispiel dienen. Eine kleine enge Sackgasse am Andreasplatz hieß das Himmelreich, die heutige Rolandstraße die Hölle, eine Sackgasse vom Andreasplatz zur Hölle das Fegfeuer. Auf dem Himmelreich und „en dr Höll“ konnte man freilich und kann man heute noch wohnen auch in Köln, und einem Hundsrücken (jetzt Hunnenrücken) entsprach der früher in unmittelbarer Nähe liegende Katzenbauch (jetzt Rattenbug). Humorvoll sind auch die Alt-Hildesheimer Straßennamen „In der Mausfalle“ und „Die krumme Rotwurst“. Ebenso fehlen bei den Hausnamen Humor und Ironie nicht. Ein Haus, das in einem dunklen Winkel Alt-Kölns lag, hieß „Zum Drachenloch“, ein anderes aber am schönen Rhein gelegen „Zur Sonnentonne“. Daß auch Gast- und Wirtshäuser ihre ulfigen Namen hatten, kann natürlich nicht Wunder nehmen. In Alt-Hildesheim konnte man sich „Im fetten Darne“ gütlich tun, oder „In der goldenen Not“ prassen, oder „Im blauen Donner“ oder „Im gelben Blitz“ tapfer zechen. Auch „Der neue Schade“, „Der letzte Heller“, „Das Dreitagesloch“ waren nicht übel. In Köln hieß ein Wirtshaus auf der Breitestraße „Zum hölzernen Geist“, ein anderes „In der verkehrten Welt“, ein drittes „Im verlorenen Sohn“. Wie ein Vergleich zeigt, trugen nicht wenige Wohn- und Wirtshäuser in den Städten neben ihren amtlichen, in den Grundbüchern eingetragenen Namen noch besondere, im Volksmunde lebende, recht humorvolle, freilich zum Teil auch sehr unhübsche Bezeichnungen; letztere waren darum doch nicht weniger humorvoll. Die als Gefängnisse dienenden Türme und Tore der alten Stadtmauern hatten ebenfalls ihren spaßigen Namen. Diebe und Schelme saßen, wie es humorvoll hieß im „Schinkenkeffel“ zu „Wasser

und Brot“ oder in der „Schluchbutter“. Mit spaßigen Namen und Verslein hatte man auch die Geschütze in den Städten bedacht. Da gab es den „Fliegenden Drachen“, „Die Nachtigall“, den „Zaunkönig“, auch einen „Jupiter“, „Simson und Gideon“ und den „Engel Gabriel“. In den Handwerkerkreisen trieb der Humor unaufhörlich sein neckisches Spiel. Um 1490 hießen in Köln die ungelerten Gesellen der Dachdecker Bleiwürmer. Die Leute, die die Reinigung der heimlichen Gemächer besorgten, nannte man Goldgräber. Neben dem großen Volkshaufen, hielten die ehrsamten, hochweisen Ratsherren darauf, daß das „Zenonisch und Sokratisch ernsthaftig Angeficht nit allwegen den Vorgang“ habe. Bürger, die die Ratswahl durch Wein- und Bierspenden nach ihrem Sinne zu gestalten versuchten, nannte der Kölner Rat 1491 Karrenschmerer. Zwei Bürger, die 1507 nach dem alten Sprichwort „Wer gut schmirt, der gut fährt“ einer Wahl nachhelfen wollten, wurden für ihre Umtriebe bestraft mit der ergötzlichen Begründung: um Karrenschmierens willen. Eine andere Art zu schmieren nannte man die Hand salben. Henken von Aachen klagte 1396, daß er auf dem Kölner Markte nie habe Ferkeln verkaufen können, es sei denn, daß er dem Marktmeister zuerst seine Hand gesalbt habe. So tief eingewurzelt war der Volkshumor, daß er sich auch in Briefen und Bittgesuchen an die Behörden offenbarte und sich in den Versen zeigte, mit denen die Ratschreiber die Entwürfe der amtlichen Schriftstücke bedachten. Ein Ratschreiber vertraute z. B. einem amtlichen Protokollbuch die auf häuslicher Erfahrung beruhende, nicht ohne Humor gehaltene Klage an: wenn man bräut und bäckt, wird der Fisch spät gedeckt. Ein vollgerütteltes Maß herzerquickenden Humors boten die Sprüchlein, um die die Bürger nicht verlegen waren. Stand sich jemand nicht gut mit dem Kate, dann hieß es: er steht mit dem Rat nicht in einem Stalle. Das allbekannte Sprüchlein „Was dem einen seine Gule, ist dem andern seine Nachtigall“ finden wir in etwas anderer Form in einer Erzählung vom Jahre 1517. Es heißt da: weil ich meiner Mutter erstes Kind war, dünkte ich ihr sehr schön; denn ein jeder glaubt, sein Gulchen wäre ein Täubchen. Auch öffentlich angebrachte Sprüche zu bestimmten Zwecken gehören zum guten Teil hierhin. Ein Spruch an einer Gartentpforte vor dem Dammtor in Hildesheim sagte: Blij mi darbuten, oder ef fla def op de Snuten. Daneben war ein Kerl gemalt, der eine Keule schwang. Wie nüchtern klingen die Tafeln von heute: Warnung vor Fußangeln! Es ist nur zu natürlich, daß die hervorragende Begabung für Humor im deutschen Volk sich auch in den Äußerungen seines Rechtsbewußtseins und seiner Rechtspflege geltend machte. Die Rechtsprüchwörter, die den Rechtsfaz in knappster Form zu gangbarer Münze ausgeprägt vorführen, bieten eine unerschöpfliche Fundgrube. Der Käufer, der eine Sache nach Besicht gekauft hat und nun mit Mängelrügen kommt, wird mit dem schalkhaften Spruch abgefertigt: Wer närrisch kauft, muß weißlich zahlen. Vor der Heiligkeit der Treue des Versprechens macht das lustige Rechtsprüchwort nicht Halt. Den Ochsen, so sagt es, hält man bei den Hörnern, die Frau am Rocke und den Mann beim Worte. Die Krone der Schalkhaftigkeit drückt das Weistum einer Gemeinde aus, das die Weite des Hühnerganges fest-

setzt: nicht weiter sollte ein Huhn laufen dürfen, als die Besitzerin auf dem Firste des Daches stehend, mit der linken Hand eine bei der Spitze der Schneide gefasste Sichel unter dem rechten Fuße hindurch werfen könne. Es sollte dadurch drastisch ausgedrückt werden, daß Grenzüberschreitungen durch das Federvieh nicht über das Maß des äußerst Vermeidbaren zu dulden seien. Sinnbildlich und humorvoll zugleich trotz allen Ernstes bestimmte die Soester Gerichtsordnung: es soll der Richter auf seinem Richterstuhl sitzen als ein griesgrimmender Löwe, den rechten Fuß über den linken schlagen, und wenn er aus der Sache nicht recht könne urteilen, soll er sie und die Beine ein-, zwei-, dreimal überlegen. Alte Urteilsbegründungen haben manchmal den Schalk hinter sich. Vor dem Gericht der Bürgermeister in Hildesheim erschien 1577 der Apotheker und klagte einen Bauern an, es hätten seine Esel unbeaufsichtigt in der Apotheke zwei Kübel Claret ausgehoffen. Nachdem das Gericht festgestellt hatte, daß die Esel beim Trinken gestanden, fällt es das weise Urteil: Wohlan, da die Esel gestanden, sei der Trunk ihnen als ein Ehrentrunk zu rechnen; hätten sie aber gefessen, sollte es ihnen für eine Zeche gehalten werden. Schalks- und Galgenhumor enthalten all die Tausende und abermals Tausende von Eulenspiegelereien und Schwänken, wie sie in alter Zeit in der Schenke und auf dem Zunfthaus, im Fuhrwerk auf der Landstraße, in der Herberge und auf den Märkten, bei Rindtaufen und Hochzeiten von Männlein und Weiblein, Bürgern und Bauern, Handwerkern und Ratsherren erzählt wurden und von einem zum andern wanderten und frühzeitig von den Meistern der Feder in oft dickeibigen Bänden zusammengetragen wurden, so z. B. von Johannes Pauli in der Sammlung Schimpf und Ernst (1522), von Jörg Wickram im Rollwagenbüchlein (1555) und von vielen andern.

Sehr greifbar tritt der Humor zutage in den Holzschnitzereien und Steinbildern an Häusern und in Kirchen. Auch die kirchlich-religiöse Kunst, genauer Schnitzereien und Plastiken in und an Kirchen und Klöstern, sind von Humor und Ironie in allen Arten und Stufungen durchdrungen, von schalkhafter Anmut bis zur derben Groteske. Auf den Wangen der Chorgestühle alter rheinischer Kirchen findet man solche Dinge, z. B. auf der einen Seite des Gestühls einen Engel, der die andächtigen Chorherren notiert und auf der anderen Seite einen Teufel, der die zerstreuten aufschreibt. Auf dem Gesimse eines solchen Gestühls huscht ein Mäuslein, in den Zwickeln sitzen Meerweibchen, Affchen und Gulchen, an den Handstützen sieht man Köpfe mit eigenartigen Gesichtern, bei deren Anblick man sich eines Lächelns nicht erwehren kann, und besonders häufig komische Tierfigürchen. An einer Seitenmauer im Dom zu Halberstadt notiert noch heute der Teufel auf einem Bockfelle die Namen der Kirchenschläfer. Allerliebste drollige Dinge finden sich an Kapitälern im Dom zu Naumburg, z. B. an einem zwei schachspielende Tiere, ein Affe und eine Meerkatze, auf Stühlen sitzend. Man denkt dabei unwillkürlich an Meyerheims Affenkat. Besonders das öffentliche und private Leben wurde mit einem für unsere modernen Begriffe erstaunlichen Freimut manchmal in satirischem Humor bildhaft gegeißelt. Im Straßburger Münster

war der Kanzel gegenüber in einer Steinskulptur vom Jahre 1298 ein bunter Zug von Tieren dargestellt. Man sieht Esel, Hirsch, Bär, Rabe, Wolf, Gase, Bock, Schwein und Fuchs, die, man sollte es nicht für möglich halten, jedes ein besonderes heiliges Amt erfüllen. An der Kanzel selbst stellte eine satirische Skulpturengruppe eine nicht gerade rühmenswürdige Szene zwischen Mönch und Begine dar. Solche Darstellungen, über die wir heute lachen, haben natürlich zu ihrer Zeit einen anderen, bitterernsten Zweck gehabt, der nur aus den Verhältnissen heraus zu erklären und zu verstehen ist. Dagegen sollten andere Figuren auch in altdeutscher Zeit von vorneherein zum fröhlichen Lachen reizen. Das waren die hier und da noch erhaltenen fragenhaften Neidköpfe, Mundaufreißer, Zungenstrecker, z. B. der Plakjabbeck am Rathhausturm in Köln, der Schnapphans von Jena, derbkomische Darstellungen der fünf Sinne, z. B. des Geruchs und des Geschmacks und ähnliches andere. Der Kölner Jabbeck hat seinen Namen von dem Worte jabben oder jappen, d. i. den Mund weit aufmachen oder gähnen. Es handelt sich um den Kopf eines bärtigen Mannes, der unter dem Zifferblatt der Turmuhr hervorschaut und mit dem Uhrwerke in Verbindung stand. Dieser Kopf mit höchst ernst-komischen Zügen hatte die Aufgabe, die Schläge der Uhr durch ein hörbares Auf- und Zuklappen des Mundes zu begleiten. Sie soll am Ausgang des Mittelalters angebracht worden sein, als die meisten städtischen Rathhäuser Schlaguhren erhielten, die gewöhnlich mit solchen oder ähnlichen humoristischen Spielereien ausgestattet waren. Am Ausgange des 16. Jahrhunderts hat der Jabbeck längere Zeit gestreift. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde er wieder in Ordnung gebracht. Der Rat verfügte, darauf zu achten, daß der Kopf wiederum bewegend gemacht werde, damit er „mit dem Schläge der Glocken das Maul wohleröffnen und klappern“ könne. Viel zierlicherer und heitererer Humor findet sich öfter in den Randverzierungen der mittelalterlichen Handschriften, auch in Erbauungsschriften und sogar in künstlerisch mit der Hand ausgeführten Gebetbüchern. Albrecht Dürer schmückte in dieser Weise in Verbindung mit einigen anderen Meistern ein Prachtgebetbuch für den Kaiser Maximilian I. mit Randverzierungen der launigsten Art in farbigen Tinten und humorvollen Spielereien der Zeichfeder. Da begleitet z. B. die Bitte des Vaterunfers „Und führe uns nicht in Versuchung“ ein Fuchs, der mit Flötenspiel die dummen Hühner an sich lockt. Zu dem 98. Psalm: „Singet dem Herrn ein neues Lied“ spielen sieben Musikanten mit Trompeten und Trommeln gar kräftig auf. Da bewährt unerschrockenes Gottvertrauen in irdischen Stürmen ein braver guter Mann, der mit einem großen Buch auf den Knien recht sanft entschlafen ist. Da tanzen beim „Jubilare“ zwei derbe Bauernpaare zum Klange der Schalmei und beim fröhlichen Krähen des Hahnes. Derlei anmutige Dinge aus dem Reiche des Humors finden sich noch viele; man muß nur auf sie achten und sie nicht als Kleinigkeiten betrachten. Aus dem ganzen Gebiet aber konnte hier nur wenig auf gezeigt werden; aber dies wenige wird dennoch eine Vorstellung zu verschaffen imstande sein.

Die völkische Aufgabe der Siebenbürger Sachsen

von E. Steinacker = Klosterneuburg a. d. Donau

Jahrhunderte hindurch haben die Siebenbürger Sachsen die wichtigste völkische Aufgabe, die Selbsterhaltung, in so musterhafter und erfolgreicher Weise erfüllt, wie außer ihnen, unter günstigeren Verhältnissen, vielleicht nur die baltischen Deutschen. Die in früherer Zeit unendlich schwieriger zu überwindende Entfernung von anderen deutschen Siedlungen hat ein eigenes, selbständiges, national-politisches Leben zur Folge gehabt. Wohl haben sie die kulturellen Zusammenhänge mit der alten Heimat, besonders seit der Reformation sorgfältig gepflegt und von dort aus wertvolle Wirkungen empfangen, denen zum Teil das hohe Niveau zu verdanken ist, das sie im Vergleich mit ihren siebenbürgischen Mitnationen schon im Mittelalter erreicht hatten. Eine wesentliche Wendung ihrer isolierten ständischen Selbständigkeit bewirkte der 1867er Ausgleich, der mit der Magyarschen Suprematie einen zehnjährigen Kampf im bisherigen Sinne ihrer Selbsterhaltung brachte. Da trat ihre geringe Volkszahl empfindlicher in die Erscheinung als während der dreihundertjährigen Selbständigkeit, beziehungsweise Autonomie Siebenbürgens, und es drängte sich gebieterisch der Gedanke der Herstellung eines Zusammenhanges mit dem ungarländischen Deutschtum auf.

Diesem Gedanken gab ich schon im Jahre 1874, als die Sachsen ihre Stellung als ständische Nation noch nicht formell verloren hatten, anlässlich einer Zusammenkunft der Teilnehmer an den Kronstädter Vereinstagen Ausdruck in einer Rede, in welcher ich die politische Lage der sächsischen Nation mit der einer Besatzung in einer bereits sehr verfallenen Burg verglich und auf die zahlreichen, allerdings noch unorganisierten verwandten Elemente hinwies, mit denen sie sich zu gemeinsamer Verteidigung vereinigen sollten. Noch aber war der Gedanke nicht ausführungsreif. Mein Freund Gull anerkannte die Baufälligkeit der Burg, die aber jahrhundertlang eine Schutzwehr gewesen sei und, wenn auch mit schwachen Kräften, so lange als eben möglich verteidigt werden müsse. Zwei Jahre später nahm ich als sächsischer Abgeordneter in der dreitägigen Redeschlacht um den Königsboden teil und bekämpfte im Parlament die Gewaltpolitik gegen das sächsische Volk, das von seinen Rechten zu retten suchte, was zu retten war. Das war noch nicht die Atmosphäre zur Herbeiführung einer engeren Verbindung mit dem zerstreuten Deutschtum im engeren Ungarn, für dessen damals sich nur noch leise und vereinzelt äußernde Beschwerden und Bestrebungen nach selbständigem kulturellem Leben das zu Beginn des Jahres ins Leben getretene Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt einzutreten sich bereit erklärt hatte.

Die Aufgabe der anderthalb Jahrzehntelang rühmlich behaupteten oppositionellen Stellung der sächsischen Reichstagsabgeordneten gegen das nationalitätenfeindliche Gewaltregime Koloman Tizás hatte zwar eine bis zum Weltkrieg dauernde offizielle Opportunitätspolitik zur Folge, aber der Widerstand gegen sie war ver-

bunden mit der fortwährend zunehmenden Erkenntnis der Interessensolidarität mit dem ungarländischen Deutschtum. Die anfangs nur schüchtern auftretenden Vorläufer des erwachenden völkischen Bewußtseins hatten stets das sächsische Beispiel vor Augen und hegten immer den Wunsch nach sächsischer Führung. So spannen sich die ersten Fäden zu einer deutschen Volksgemeinschaft. Sächsische und schwäbische Vereine begannen einander zu besuchen, ehe noch mit dem Erscheinen des deutschen Tageblatts für Ungarn die zielbewußte Erweckung des deutschen Volksbewußtseins einsetzte und von einem Teile der sächsischen öffentlichen Meinung mit Freuden begrüßt wurde. Es mehrten sich die Sympathiebeweise von dieser Seite und sächsische Männer beteiligten sich an der trotz aller Unterdrückungsversuche von Oben und Widerständen von Innen langsam wachsenden, anfangs nur im geheimen betriebenen völkischen Organisation, die endlich zur formellen Bildung der ungarländischen deutschen Volkspartei führte. Der systematische Kampf der Behörden gegen die Lebensäußerungen derselben und die parlamentarischen Angriffe auf ihre Führer, die Verdächtigung ihrer Absichten konnten nur journalistisch Erwiderung finden, so lange nicht volksbewußt deutsche Abgeordnete im Parlament die Verteidigung ihres Volkes führen konnten. Und da trat der deutsche Gemeinbürgerschaftsgedanke zum ersten Male durch das Eintreten sächsischer Abgeordneter für ihre Stammesgenossen auf der westlichen Seite des Königssteiges zutage. Daß auch andere nationalstische Abgeordnete, so insbesondere der Serbe Polit ihre Stimme für die deutschen Mitbürger erhoben, soll nicht vergessen sein. Und als die junge Partei sich stark genug fühlte, ihren Anteil an der Volksvertretung zu beanspruchen und in sechs Wahlbezirken Kandidaturen für den Reichstag aufstellte, ist ihre Propaganda nicht bloß von der sächsischen Presse warm unterstützt worden, sondern es sind rumänische und serbische Politiker, besonders wirksam Brediceanu, für sie eingetreten.

Der so immer enger werdende Zusammenhang zwischen Sachsen und Schwaben und die Anbahnung eines völkischen Zusammenschlusses mußte sich äußerlich auf politischem Gebiet vollziehen. Und darum konnte diese Entwicklungsphase der Beziehung zwischen den beiden, so vielfach verschiedenen und so lange außer Berührung miteinander gebliebenen deutschen Volksstämmen nicht unerwähnt bleiben. Und wenn von schwäbischer Seite dieser aufmunternden Gesinnungsgemeinschaft dankbar gedacht wird, so wird an erster Stelle immer des sächsischen Politikers gedacht werden, der anschließend an die verständnisvollen Bemühungen Karl Wolffs mit eiserner Konsequenz in Wort und Schrift für die Annäherung der beiden Volksstämme eingetreten ist, von Anbeginn der Berührung mit den wenigen volksbewußten Schwaben gesucht und die ablehnende Haltung der Mehrheit seiner siebenbürgischen Landsleute bekämpft hat, Luz Korodis. Den Gedanken der Einheit des Deutschtums in den Ländern der ungarischen Krone hat er auch nach notgedrungener Verlegung seiner Berufstätigkeit von seiner Heimat nach Deutschland unermüdet publizistisch verfochten und damit eine Rückwirkung auf die immer weiter ausgreifende Wirksamkeit der ungarländischen deutschen Volkspartei ausgeübt. Das offenbare Wachstum des nationalen Bewußtseins bei den Schwaben und die sichere Aussicht auf politische Betätigung

derselben ließ endlich auch die Mehrheit der sächsischen Abgeordneten aus ihrer Zurückhaltung heraustreten und den Versuch der Gewinnung einer gemeinsamen nationalpolitischen Plattform machen. Die gleiche Anzahl sächsischer Abgeordneten und der berufenste Führer der ungarländischen deutschen Volkspartei trat zu gemeinsamer Beratung zusammen und vereinbarte die Vertretung der wichtigsten nationalen Forderungen des ungarischen Deutschtums bei der Regierung durch die sächsischen Abgeordneten, womit eine Interessensolidarität, eine nähere Verührung und ein gemeinsames national-politisches Vorgehn beider Volksstämme angebahnt werden sollte. Damit wäre die nationale Selbsterhaltungstätigkeit der Viertelmillion Sachsen auf die zwei Millionen deutschen Staatsbürger des Königreichs Ungarn ausgedehnt und die Erfahrung und Disziplin des sächsischen Volkes für die Gesamtheit nutzbar gemacht worden. Wurde auch durch den Sturz des Ministeriums Lufacs und die intransigente Haltung Stefan Tiszas der Erfolg dieser Bemühung vor dem Ausbruch des Weltkrieges vereitelt, so war sie doch eine wertvolle Etappe auf dem Wege zum wünschenswerten völkischen Ziel.

Die durch den Ausgang des Weltkrieges von Grund aus veränderte staatspolitische Stellung sowohl der Sachsen wie der Schwaben hat nun zwangsläufig eine engere Verbindung zwischen beiden Volksstämmen zur Folge gehabt. Der Abgeordnete Brandsch, der schon vorher über ein Jahrzehnt lang gewissermaßen die vornehmste Verbindungsclammer zwischen beiden gewesen war und das gegenseitige Verständnis eifrig gefördert hatte, konnte sich naturgemäß nicht der Erkenntnis verschließen, daß die organische Zusammenfassung aller Deutschen in Großrumänien eine unerläßliche Bedingung ihres gesicherten nationalen Bestandes sei. Und diese Überzeugung mußte sich allen, größtenteils neuen deutschen Staatsbürgern des Königreichs aufdrängen. Und so ist hauptsächlich durch die Bemühungen Brandschs und seiner Gesinnungsgenossen aus beiden Stammeslagern der nationale Zusammenschluß der Deutschen aus Siebenbürgen, dem Banat, der Bukowina, Bessarabien und dem Altreich zustande gekommen, wofür die im Vorhergehenden geschilderte Entwicklung eine Vorbereitung gewesen ist.

Und damit ist den Sachsen neben selbstverständlicher Fortführung ihrer bisherigen erfolgreichen Selbstbehauptung eine neue völkische Aufgabe erwachsen.

Die Sachsen bilden den Kern der deutschen Volkorganisation in Rumänien. Weder die Banater Schwaben, noch die Bukowiner und bessarabischen Deutschen besitzen die jahrhundertalte Tradition, die durch schwere Kämpfe errungene Disziplin und wohl auch nicht die bewährte Opferfreudigkeit ihrer siebenbürgischen Volksgenossen. Gewiß bringt die hervorragende wirtschaftliche Fähigkeit der Schwaben, die administrative Erfahrung der Bukowiner, die Kolonistenpraxis der Bessarabier wertvolle Elemente in die erfreulicherweise begründete deutsche Volksgemeinschaft. Dieser sind aber schwere Kämpfe um nationale Selbstbehauptung in die Wiege gelegt. Die Deutschen außerhalb Siebenbürgens besitzen nicht den Vorteil konfessioneller Einheit, nicht die gleiche kulturelle Durchbildung, nicht das festbegründete Schulwesen der Sachsen, die nach dieser Richtung als Vorbilder und Lehrer zu betrachten sind.

Im Hinblick auf all dies erwächst den Sachsen eine neue völkische Aufgabe, die über ihre bisherige nationale Sondertätigkeit weit hinausgreift. Sie ist aber ein Gebot nicht bloß völkischen Solidaritätsgefühls, sondern auch die gründliche Veränderung ihrer politischen Lage durch den Wechsel ihrer Staatszugehörigkeit. Wie unbefriedigend auch die Haltung des Magyarentums ihnen gegenüber sein mochte, so war dieses doch durch jahrhundertlanges gemeinsames Staatsleben, durch Gesetze, die sich in das Bewußtsein insbesondere der Siebenbürger Bevölkerung eingelebt hatten, die eigenartige historische Entwicklung der ständischen sächsischen Nation im ungarischen Staate einer gewissen Rücksichtnahme, eines gewissen Verständnisses sicher. Und dies rechtfertigte einigermaßen auch einen gewissen Grund sächsisch-nationaler Sondereinstellung. Für das einheitliche Mehrheitsvolk Rumäniens und für die nach Bukarester Vorkriegsanschauungen orientierte rumänische Verwaltungspolitik und Verwaltungspraxis entfällt die Erkenntnis der Verschiedenheit sächsischen und schwäbischen Wesens und sächsischer und schwäbischer Entwicklung. Wie auch in anderen Staaten nach dem Weltkriege, ist das Nationalitätenproblem noch mehr als früher zur Machtfrage geworden. Ob der fast allen Mehrheitsvölkern innewohnende Unifizierungsdrang sich gegen eine Viertelmillion oder gegen Dreiviertelmillionen richtet, ist für den Erfolg des Widerstandes, ja schon für die Versuche zur Überwindung desselben durchaus nicht gleichgültig. Und so bedeutet eine innige Verschmelzung von Sachsen und Schwaben eine Erleichterung des früher getrennt geführten Kampfes für nationale Selbsterhaltung.

Die Erfüllung dieser völkischen Aufgabe wird nicht immer leicht sein. Sie erfordert eine sorgfame Berücksichtigung der vorhandenen Stammeigenschaften, gewissenhafte konfessionelle Toleranz, Beherrschung auch berechtigten Bewußtseins vorhandener kultureller Überlegenheiten. In dem Bestreben der Führer des Schwabentums sich nach Möglichkeit dem sächsischen Vorbild anzuschließen, ist insbesondere der letzterwähnte Punkt während des Aufbaues der Organisation der ungarländischen deutschen Volkspartei oft empfindlich berührt worden, obgleich anerkannt werden mußte, daß die erreichten Erfolge größtenteils sächsischer Führung zu verdanken waren. Auch heute noch kann der Überschuß sächsischer Intelligenz, der in der Heimat keine Verwendung fand, früher aber sich sehr leicht und rasch westlich des Königsteiges und insbesondere auch in Österreich entsprechende Wirksamkeit und Brot finden konnte, die beste Verwendung bei den außer-sächsischen Stammesgenossen finden und dadurch ein gutes Stück der neuen völkischen Aufgabe übernehmen. Die beste und festeste Grundlage einer Erfüllung derselben ist die Übertragung der bewährten sächsischen Organisation auf die übrigen Gebiete des Reichs, wobei hie und da auch das Opfer des Verzichtes auf gewöhnliche siebenbürgische Eigenheit wird gebracht werden müssen. Denn es wird sich immer darum handeln, als geschlossene deutsche Einheit aufzutreten.

Soweit es von Außen beurteilt werden kann, sind die Siebenbürger Sachsen auf dem besten Wege, erfolgreich an der Lösung dieser neuen erweiterten, zum Teil altruistischen Aufgabe zu arbeiten, die aber unter den neuen Verhältnissen in

ihrem eigensten, wohlverstandenen Interesse liegt. Heute ist das Problem der nationalen Minderheiten zu internationaler Bedeutung gelangt. Wenn ihre Führer auch bestrebt sind, daraus eine Frage des internationalen Rechtes zu machen, so dürfte sie bei ihrer Anwendung in einzelnen Ländern immer auch eine Machtfrage bleiben. Und so wie ein Zusammenwirken mehrerer nationaler Minderheiten in einem Staate zur Erringung nationaler Gleichberechtigung bessere Wirkung erzielen muß, als vereinzeltés Ringen zum gleichen Zweck, muß in noch höherem Grade der feste Zusammenschluß der Angehörigen ein und derselben Nationalität als Hauptbedingung schließlichen Erfolges bezeichnet werden. Indem die Sachsen sich organisch als führendes Element der deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich anschließen und damit zum Teil andere Methoden in Anwendung bringen, als in ihrer Vergangenheit, wo sie auf sich selbst gestellt waren, erfüllen sie eine nationale Pflicht sowohl gegenüber ihren Stammesgenossen, als auch gegen sich selbst. Das bedeutet keinen Verzicht auf ihre historische Volkspersönlichkeit, keine Zurückstellung ihrer nationalen Tradition, sondern nur die Änderung ihrer nationalen Taktik. Ihr Kampf geht von nun an nicht bloß um sächsisches Recht, sondern um deutsches Recht. Denn schließlich sind sie unter den Verhältnissen des zwanzigsten Jahrhunderts zuerst Deutsche und dann Sachsen. Und als Deutsche können sie immer auch Sachsen bleiben, wenn sie ihre neue völkische Aufgabe ebensogut erfüllen, wie sie ihre alte völkische Aufgabe erfüllt haben.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Rundschau

Edmund Steinacker 88 Jahre alt

Der Nestor der deutschen Bewegung in Ungarn, Edmund Steinacker, vollendete am 23. August sein 88. Lebensjahr. Wir veröffentlichen im laufenden Heft unserer Zeitschrift einen für uns geschriebenen Artikel Steinackers über „Die völkische Aufgabe der Siebenbürger Sachsen“. Dieser Aufsatz beweist am schönsten die geistige Frische unseres ehrwürdigen Führers. Tiefbewegt bringen wir ihm heute die Glückwünsche des gesamten, geistig geeinten Auslanddeutschtums dar. Welche Empfindungen müssen ihn, der mehrere Menschenalter für diese Idee gekämpft hat, heute bewegen!

Von den Wenden in der Lausitz

Die Leipziger Illustrierte Zeitung bringt in der Nr. 4281 ein farbenprächtiges Bild von einem wendischen Volksfest in Hochkirch (Lausitz). Die Wenden leben in Deutschland national vollkommen unbehelligt und bilden nach wie vor — unter Beibehaltung ihres kulturellen Sondercharakters — ein staatstreues Element. Bezeichnend ist, daß ihre Volkstracht, an der sie mit großer Zähigkeit hängen, nicht slawischen, sondern — deutschen Ursprungs ist!

Eine deutsche Liebhaberbühne in Lemberg.

Nach den Erschütterungen des Weltkrieges, die das Deutschtum Lembergs besonders schwer getroffen haben, regt sich dort wieder gesellschaftliches und kulturelles Leben. Ein deutscher Geselligkeitsverein „Frohsinn“, dem eine Liebhaberbühne angegliedert ist, gibt zum Abschluß des 10. Spieljahres eine Festschrift heraus. Es wird mit Ernst und im Bewußtsein, deutsches geistiges Leben anregen und halten zu müssen, gespielt. Immer mehr wird uns gerade aus solchen Berichten klar, wieviel in den Orten starker Diasporastellung, die Verbindung des rein gesellschaftlichen mit dem kulturellen Gebiet bedeutet. Ein Sichfinden und mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf geselligem Boden Sichtreffen, fügt dort Klammern des völkischen Zusammenhalts. Übrigens ist der Spielplan dieser Lemberger Dilettantenbühne so geschickt nach dem Unterhaltlichen und zugleich sittlich und literarisch Wertvollen hin zusammengestellt, daß manche Bühne sie sich zum Muster nehmen könnte.

Zur Jahrestagung des Verbandes Deutscher Vereine in Estland

Im Verband der Deutschen Vereine in Estland sind 124 deutsche Organisationen vertreten — fast eine Überproduktion, wenn man daran denkt, daß im ganzen Staate kaum 30.000 Deutsche wohnen. Das Wesentliche aber, worin nun wieder die Deutschen Estlands allen anderen voran sind, besteht in der Tatsache, daß es gelungen ist, alle deutschen Vereine zusammenzufassen und so ihre Arbeit rationell zu gestalten. Der gedruckte Bericht gibt erfreuliche Bilder aus der Kulturselbstverwaltung. Innerhalb der Kulturselbstverwaltung wird die Jugendpflege durchgeführt und auch das Kulturamt ist ihr eingegliedert. Das Kulturamt hat im wesentlichen das öffentliche Vortrags- und Büchereiwesen in der Hand.

Das Deutsche Auslandinstitut im Jahre 1926/27

Von einer imposanten Arbeitsleistung, die von Tag zu Tag intensiver gestaltet wird, legt der eben erschienene Jahresbericht des Deutschen Auslandinstitutes in Stuttgart Zeugnis ab. Gerade dieser Bericht des Auslandinstituts bietet das beste Spiegelbild, wieviel positive, praktisch sich auswirkende Arbeit nun schon im Sinne der dauernden Gemeinschaft mit dem Auslanddeutschtum geleistet wird. Mit Recht betont der Vorsitzende des Instituts Dr. Wanner in seiner Einführungsbrede, daß vielfach „das Problem des Auslanddeutschtums in eine Modesache ausgeartet und zu einer Art Vereinsport geworden sei“ und daß „ein gewisses Ausleben in allgemeiner Phraseologie ein wirkliches Durchdringen zu dem Kernpunkt der Dinge mehr verhinderte als förderte“. Das Durchdringen und die ernste Sachlichkeit sind die charakteristischen Züge der Arbeit im Auslandinstitut. Nüchterne Zahlen aus dieser Arbeit sprechen schon Bände. So hat die Bücherei

im Berichtsjahr 3671 Neueinstellungen zu verzeichnen, 39.239 Lichtbilder sind in dem einen Jahr verliehen worden, 9216 Anfragen sind in der Auswandererberatungsstelle beantwortet worden und die Auskunfts- und Vermittlungsstelle konnte 23.325 Fälle erledigen. Natürlich steckt hinter diesen Zahlen lebendig pulsierendes Leben mit ausgezeichneten Organen der Einfühlung in das Auslanddeutschtum, wovon jeder, der mit dem Institut brieflich oder mit einzelnen Vertretern mündlich zu tun hatte, dankbarst Zeugnis ablegen kann.

Vom Zentralverband auslanddeutscher Studierender

Der Zentralverband Auslanddeutscher Studierender hielt am 7. und 8. Juni einen Vertretertag im Bad Harzburg ab, der von 85 stimmberechtigten Vertretern besetzt war und schon durch diese rege Beteiligung erkennen läßt, wie stark das Interesse unter den Mitgliedern an den den auslanddeutschen Studierenden im Reich betreffenden Fragen ist. Auch eine Reihe binnendeutscher Verbände, namentlich akademischer Natur, hatte namhafte Vertreter entsandt, so daß die Tagung von hohem Niveau getragen war. Überaus erfreulich war der sachliche Ernst, mit dem die deutschen Hochschüler aus allen Seilen und Staaten Europas die Verhandlungen führten. Interessantes Satsachenmaterial bringt der Bericht über die in Deutschland studierenden auslanddeutschen Hochschüler. Dem Zentralverband angeschlossen sind 37 Vereinigungen mit insgesamt 1277 Mitgliedern. Lehrreich sind die Zahlen, die uns die Staatszugehörigkeit der einzelnen Mitglieder überblicken lassen. Von den 1277 Mitgliedern haben:

122 tschechoslowakische	10 litauische
13 Danziger	159 polnische
32 deutsch-österreichische	317 rumänische
72 estländische	19 russische
149 jugoslawische	17 ungarische
135 lettländische	233 sonstige Staatsbürgerschaft.

• Rund 25 vom Hundert aller organisierten Hochschüler fallen auf Rumänien!

Die Kulturselbstverwaltung der Slowenen in Kärnten

Der slowenischen Minderheit im österreichischen Lande Kärnten ist durch den Landtag eine weitgehende Kulturautonomie gewährt worden. Der Entwurf ist von allen Parteien gebilligt worden und so nach dem Vorbild Estlands hier nun der zweite Fall praktischer Verwirklichung eingetreten. Das Gesetz sieht die vollkommene Selbstbestimmung der slowenischen Volksgemeinschaft und das Recht öffentlicher Schulen mit eigenem Schulinspektor vor.

Die Durchführung der Kulturautonomie hat für die deutschen Minderheiten Europas praktisch die Bedeutung, daß ein deutscher Staat seinen Minderheiten diejenige nationale Selbstbestimmung zugesteht, die deutsche Minderheiten für sich in Anspruch nehmen.

Bücherschau

Der europäische Nationalitätenkongreß Genf 1926. Unter diesem Titel ist jetzt der Sitzungsbericht des vorjährigen europäischen Nationalitätenkongresses, der bekanntlich viel Aufmerksamkeit in der europäischen Öffentlichkeit erweckte, erschienen. Der Bericht bietet nicht nur eine umfassende Übersicht über die Organisation, die Fortschritte und Ziele der europäischen Nationalitätenbewegung, sondern er enthält auch Referate über die wesentlichsten Fragen des Minderheitenproblems. Von diesen Vorträgen seien hier die folgenden genannt: Fortschritte auf dem Gebiete des nationalen Eigenlebens; Sicherung der wirtschaftlichen Gleichberechtigung; Das Recht auf Staatsbürgerschaft; Gleichberechtigung im Wahlrecht und seiner Ausübung; Die Sprachenfrage; Regelung von Streitigkeiten zwischen Regierungen und nationalen Gruppen.

Der Bericht ist für 3 S., resp. 2 R.-M. beim Sekretariat des Nationalitätenkongresses, Wien IV., Margarethenstraße 38 und bei der Buchhandlung Dr. Hans Preiß, Berlin N. W. 7, Dorotheenstraße Nr. 4 und bei Hensel & Co., Berlin W. 30, Mollendorferstraße 217, erhältlich. Der französische Text des Berichts wird in den nächsten Tagen in Paris erscheinen und ist dann durch das Sekretariat des Nationalitätenkongresses zu beziehen.

Bei den gleichen Stellen und zum gleichen Preis ist auch der Sitzungsbericht der ersten europäischen Nationalitätenkonferenz Genf 1925 erhältlich.

Max Stirner: „Das unwahre Prinzip unserer Erziehung“. Verlag: Der Einzige, Magdeburg.

Wenn man den Streit zwischen Humanismus und Realismus in seinen schriftlichen Niederschlägen aufzeigen will, dann muß dieses kleine (18 Textseiten lange) Werk aus dem Jahre 1842, das 1925 neuaufgelegt worden ist, unbedingt genannt werden.

Nehmen wir die beiden genannten Richtungen gleichsam als Pole, die auf einer Ebene liegen, so suche man den Schwerpunkt von Stirners Werk nicht jenseits der Pole, sondern nur hoch über der Ebene.

Man nennt Stirner so gerne den Edelanarchisten. Mit Recht nennt man ihn edel, der Anarchist aber weist nur die absolut gelten wollende menschliche Autorität von sich, nicht aber das göttliche Prinzip. Er will den Funken der Weltseele in allem Lebendigen wieder finden, d. i. die Verbindung des zeitlichen mit dem ewigen Ich. Stirner zeigt wie wenig Humanisten und Realisten noch den „Beruf des Menschen“, sich selber zu offenbaren erfassen und erfüllen, denn er sagt, daß Wahrheit und Ursprünglichkeit sich unendlich nahe sind. Ursprünglichkeit verständnislos töten, heißt sinnvolle Schöpfung vernichten.

Die Schrift mit vielen glänzenden Gedanken besticht. Man könnte beim Lesen für einige Zeit vergessen, daß auch gegen das edle anarchistische Prinzip noch sehr viel lebenskräftige Einwände bestehen.

Ewald Sindel.

Nikolaus Welter: Das Luxemburgische und sein Schrifttum. Achte vermehrte Auflage. Luxemburg, Soupert 1925.

Ein mit der Liebe des Luxemburgers zu seinem Volk und Land geschriebenes Büchlein, das der Forderung des Schulgesetzes von 1912 genügen und dem Luxemburgischen in dem Unterrichtsgang der Volksschule eine Stätte sichern will, ohne aber die Schüler besonders zu belasten. Das Büchlein enthält alles Wissenswerte über Luxemburg, seine Geschichte und Literatur und ist so auch für den Ausländer, namentlich für den Siebenbürger Sachsen, ein wertvolles Orientierungsbuch über alles, was man von Luxemburg wissen muß.

Der I. Teil bringt eine Übersicht über die Entwicklung der Luxemburger Mundart, der II. Teil bietet eine Auslese aus den Hauptwerken der luxemburgischen Schriftsteller und eine kurze Einführung in ihr Leben und Dichten.

Zum ersten Teil sei bemerkt, daß Welter, der auch Minister gewesen und große Verdienste um das luxemburgische Schulwesen hat, in Verbindung mit dem luxemburgischen Mundartenforscher Engelman eine Orthographie für das luxemburgische festgesetzt hat, die als Grundlage für die Rechtschreibung anerkannt wurde. (Vgl. „Bemerkungen und Vorschläge zu einer Orthographie des Renert“, der wertvollen Dierdichtung des größten luxemburgischen Dichters Rodange), ein Spiegelbild der bewegten Zeit 1866—1872.

Seit der Selbständigkeitserklärung Luxemburgs (1815) hat Luxemburg ein eigenes Schrifttum. Der erste bekannte Mundartdichter ist der landberühmte Geiger Theis (De blannen Theis, gest. 1830). Von ihm rührt das Volkslied: „Zu Arel (Urlon) op der Knippchen“ her, das ich phonographisch aufgenommen habe. Es folgt Anton Meyer mit einem Versbüchlein, dann Jakob Wiedenhausen und mit dem Jahre 1848 bricht die Blütezeit an, wo Luxemburg seine freisinnige Verfassung erhält und nun Volkslied und Volksstück namentlich durch die Glieder des Luxemburger Turnvereins in Blüte schießt. Die Vergewaltigung Luxemburgs durch den Zollverein (1842) hat eigentlich erst das richtige Nationalgefühl geschaffen, das sich in dem Nationallied De Feierron ausdrückt: Mir wëlle bleiwe, wat mer sinn (zum Michel Lentz). Seither wendet sich der Luxemburger gegen alles, was sein Volkstum irgendwie bedrohen könnte.

Unter den Dichtern der Gegenwart nehmen Professor W. Goergen, der namentlich das Kindesgemüt wunderbar erfaßt, Schlechter als Balladendichter, Duchscher als Dramatiker und Batty Weber als Schöpfer des geschichtlichen Volksstückes hervorragende Plätze ein. Mag Goergen schreibt Volksstücke. Die Prosaerzählung ist vertreten durch Pierret, die Lebensbeschreibung durch Spoo, die Novelle durch König, die luxemburgische Redekunst durch Eyschen. Luxemburg hat auch ein Wörterbuch seiner Mundart 1906 herausgegeben, Gangler brachte ein solches schon 1847. Klein hat die Sprache der Luxemburger behandelt. (1885).

Seither hat, besonders durch die siebenbürgische Mundartenforschung angeregt, die die Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen im Auge hat, auch in Luxemburg die Arbeit kräftig eingesetzt. Ein Sprachverein ist gegründet worden, um den sich Plag und namentlich Prof. Dr. Todert, der jetzige Vorstand große Verdienste erworben haben. Die Volkskunde hat nach jeder Richtung ihre Arbeit begonnen. Was von Werke in der Geschichte angefangen, soll weitergeführt werden. Ein großes Wörterbuch wird angelegt. Flurnamen, Forschung und Urkundenforschung wird betrieben. Der luxemburgische Sprachatlas wird von dem Sprachverein unterstützt. Junge Kräfte werden in Deutschland und für die romanischen Fragen in Belgien ausgebildet usw. Überall zeigt sich ein aufstrebendes Leben. Auch wirtschaftlich fordert das Völkchen sich Achtung ein. Mit Freuden begrüßen wir unsere nächsten Volksverwandten in diesem seinem glücklichen Ringen.

R. Suß.

Alfred Föschke und Wilhelm Vogelpohl: *Leben im Wort: Bilder aus der Sprachgeschichte und Wortkunde. Ein Volks- und Jugendbuch.* B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1927. 8°. 156 S.

Das vorliegende Werkchen will ein unterhaltendes wortkundliches Lehrbüchlein für die Hand des Schülers sein. In Form von in sich abgeschlossenen kulturgeschichtlichen Bildern, die der Teilnahme jugendlicher Leser sicher sein können, stellt es sich mit seinen sprachgeschichtlichen Belehrungen durchaus in den Dienst der Deutschkunde, indem es die Schüler anleiten will, das Leben unserer Muttersprache selbständig zu beobachten und täglich gebrauchte Wörter und Redensarten auf ihre sinnliche Grundbedeutung zurückzuführen. Stofflich durchaus wissenschaftlich und in der Form durchaus volkstümlich, ohne dabei geschmacklos zu werden, ist es bestens dazu geeignet, dem Deutschunterricht — wohl schon auf der Mittelstufe — die wertvollsten Dienste zu erweisen.

Ernst Beutler: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1926.* Im Auftrag der Verwaltung herausgegeben von —. Frankfurt am Main. 8°. 441 S.

Neben einem Jahresbericht des Herausgebers, der einen Einblick in die rege und vielseitige Tätigkeit des Hochstifts im abgelaufenen Verwaltungsjahr gibt, enthält der auch äußerlich geschmackvoll und sehr ansprechend ausgestattete stattliche Band aus der Feder meist bekannter deutscher Forscher und Gelehrter noch 13 Abhandlungen und Vorträge, die der Goetheforschung im weitesten Sinne des Wortes zugute kommen. Nicht nur das Leben und Werk des Dichters selbst wird darin zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht, sondern auch das Jahrhundert, das zu Goethe führt, und die Folgezeit bis in die Gegenwart, die zustimmend oder ablehnend sich mit ihm auseinandersetzt und, mag sie wollen oder nicht, auf alle Fälle an ihm nicht achtlos vorübergehen kann. Wertvoll sind auch die im Text eingestreuten Abbildungen von bisher meist wenig bekannten und schwer zugänglichen Objekten und bildlichen Darstellungen.

Otto Steuernagel: *Die Einwirkungen des Deutschen Sprachvereins auf die deutsche Sprache.* (Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins. 6. Reihe. Heft 41.) Verlag des Deutschen Sprachvereins, Berlin 1926. 8°. 108 S.

Die vorliegende Abhandlung ist die teilweise Umarbeitung einer Breslauer Dissertation, die sich das dankbare Ziel zur Aufgabe gestellt hat, die segensreiche Tätigkeit des deutschen Sprachvereins auch wissenschaftlich einmal darzulegen. Wenn sich dem Verfasser dieser überaus fleißigen und oft wohl recht mühsamen Arbeit dabei auch allerlei Schwierigkeiten entgegenstellten, so ist es ihm dennoch gelungen, den Nachweis dafür zu erbringen, welsch große Bedeutung dem deutschen Sprachverein trotz aller Anfeindungen von gegnerischer Seite doch zukommt als Hüter für die Reinheit, Deutlichkeit und Schönheit unserer deutschen Muttersprache.

Franz Schmidt und Otto Boelitz: *Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande. Erlebnisse und Erfahrungen in Selbstzeugnissen aus aller Welt.* I. Band: Europa. Julius Belz, Langensalza 1927. 8°. 526 S.

Es ist keine Frage, daß der Weltkrieg einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Bildungsarbeit im Auslande bedeutet. Von dieser Tatsache ausgehend, will das vorliegende umfangreiche Werk, das nicht weniger als 54 Aufsätze aus der Feder verschiedener Verfasser enthält, Zeugnis ablegen von der umfassenden Erziehungs- und Unterrichtsarbeit, die von Deutschen in fremden Staaten vor dem Weltkriege geleistet worden ist. Die Verfasser haben dabei mehr die reichsdeutschen Auslandsdeutschen und deren Bildungsbestrebungen vor Augen als die sogenannten echten Auslandsdeutschen, von denen gelegentlich wohl auch die Rede ist, so z. B. von den Siebenbürger Sachsen,

den Wolgadeutschen und Deutsch-Balten. An zwei frühere wertvolle Schriften (Johannes Paul Müller: Die deutschen Schulen im Auslande, ihre Geschichte und Statistik. Hirt, Breslau 1885. 8°. 176 S. und deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Auslande. Selbstverlag. In Kommission bei Th. Thomas, Leipzig 1901. 8°. 412 S.) anknüpfend, sucht nun das vorliegende Buch die Entwicklungslinien der einzelnen deutschen Bildungsanstalten im Auslande — teilweise bis in die Gegenwart — weiterzuführen. Dabei lassen sich die Verfasser von folgenden Gesichtspunkten leiten: sie wollen zunächst einen Einblick geben in den Stand und die Ergebnisse der deutschen Bildungsarbeit im Auslande, wie sie in den letzten Jahren vor dem Krieg erreicht worden waren, und dann die mannigfachen Erfahrungen sammeln, die aus der früheren Arbeit für die neu zu leistende nützlich gemacht werden könne, um so die neu in die Welt hinausziehenden Berufsgenossen vor unnützer Kraftvergeudung zu bewahren. Diesem doppelten Zweck will und wird das Buch auch jedenfalls in seiner gelegenen und umfassenden Darstellung dienen. Die schöne und geschmackvolle äußere Ausstattung des Buches aber verdient noch ganz besonders hervorgehoben und unterstrichen zu werden.

Friedrich Müller-Langenthal: Vom Werden und Wesen des siebenbürgisch-sächsischen Bauerntums. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Klingsor“.) Klingsor-Verlag, Kronstadt 1927. 8°. 30 S.

Das siebenbürgisch-sächsische Volk ist bekanntlich seiner zahlenmäßigen Zusammensetzung nach vorwiegend ein Bauernvolk. Daher ist eine charakterisierende Untersuchung dieses Bauerntums nach Entstehung und Wesensart eine besonders wertvolle Erscheinung für jedermann, der Interesse an dieser Volksindividualität hat. Geschichtlich tiefgründig geschult und orientiert und selbst Bauernsohn, war zu einer solchen Untersuchung wohl kaum jemand mehr befähigt und berufen als gerade der Verfasser dieser Arbeit. Den Wurzeln seiner Eigenart bis in die Urheimat nachgehend, gibt Müller-Langenthal erst einen Längsschnitt der geschichtlichen Entwicklung und sodann einen Querschnitt des Zuständlichen dieses Bauerntums, um zuletzt abschließend einige charakteristische siebenbürgisch-sächsische Bauernpersönlichkeiten, typische Führernaturen aus seiner Mitte, in scharfumrissener und zugleich lebenswahr-realistischer Form zu zeichnen. Das Büchlein wird wegen seiner tiefgründigen Sachkenntnis und anschaulichen Darstellung trotz seiner Kürze und seiner vielleicht oft gar zu dichtgedrängten, knappen Form stets einen Ehrenplatz innerhalb des siebenbürgisch-sächsischen Schrifttums einnehmen.

Hermann Schuller: Christian Schesäus als Lyriker. Kommissionsverlag Reissenberger & Comp., Mediasch 1927. 8°. 60 S.

Der bekannte unermüdlige Schesäus-Forscher hat mit dieser Broschüre die wissenschaftliche Literatur der Siebenbürger Sachsen noch um eine überaus wertvolle Neuentdeckung bereichert. Die vorliegende Arbeit ist eine Ergänzung von zwei bereits erschienenen Arbeiten desselben Verfassers: „Des Christian Schesäus Bellum Pannonicum Solymanni imperatoris Turcorum ultimum“ (Festschrift für Bischof D. Friedrich Teutsch. Hermannstadt 1922. S. 84–109) und „Die handschriftlich enthaltenen Gesänge aus Schesäus' Ruina Pannonica“ (Mediascher Gymnasialprogramm 1923). Dieselben Vorträge, die diese beiden genannten Veröffentlichungen auszeichnen, weist auch die vorliegende auf: durchaus zuverlässige Erfassung und Darstellung des einschlägigen Materials, ohne voreilig gewagte Feststellungen und Schlussfolgerungen zu ziehen vor Abschluß seiner Gesamtstudien über Schesäus. Alle diese Arbeiten sind wohl jedenfalls als sorgfältige Vorstudien für ein größeres und abschließendes Werk über Christian Schesäus zu werten, das der Verfasser bei seiner gründlichen Sachkenntnis und sichern Beherrschung der wissenschaftlichen Methode nicht nur der siebenbürgisch-sächsischen, sondern auch gemeindeutschen Wissenschaft zu schreiben noch schuldig ist.

Misch Drend: Zur Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen. Vergleichung der siebenbürgisch-deutschen Ortsnamen mit denen des übrigen deutschen Sprachgebietes. Inaugural-Dissertation. Marburg 1927. Druck von W. Krafft, Hermannstadt. 8°. 144 S. Mit 2 Karten und 12 Skizzen

Eine der schwierigsten Fragen siebenbürgisch-sächsischer Wissenschaft ist die Frage nach der Urheimat der Siebenbürger Sachsen, da jede urkundliche Überlieferung darüber bis heute fehlt. Aus diesem Grunde hat dann die heimische Sprachwissenschaft diese Frage aufgegriffen und schon einige Male (Marienburg, Risch) auch gelöst zu haben geglaubt. Was Scheiner in letzter Zeit aber auf rein sprachwissenschaftlichem Wege dagegen geltend gemacht hat, bestätigt Drend in seiner vorliegenden Doktordissertation nun auch mit Hilfe der vergleichenden Ortsnamenforschung. Ausgehend von der Ansicht, daß für die Erforschung der Herkunft der Siedler die Ortsnamen mehr geeignet sind als die Sprache, weil sie weniger wandelbar sind und fest am Boden haften, sucht der Verfasser hier auf dem Wege der Vergleichung der siebenbürgisch-deutschen Ortsnamen mit denen des übrigen deutschen Sprachgebietes dieser so wichtigen Frage beizukommen. Er kommt zu der zweifellos richtigen Erkenntnis, daß sich die Vergleichung der Einzelortsnamen für diesen Zweck als unzureichend erwiesen hat. Daher greift er zu einer neuen Methode: er arbeitet mit sog. Ortsnamengruppen, die er dann wieder in Gruppenkreise zusammenfaßt, mit Hilfe deren er schließlich die Heimat der siebenbürgisch-deutschen Ortsnamen festgelegt haben zu können glaubt. In den Schlußfolgerungen, die der Verfasser abschließend aus diesen aufgestellten Gruppenkreisen zieht, ist er vorsichtig, was überaus sympathisch berührt. Hoffentlich gelingt es ihm oder auch anderen, auf diesem neuen methodischen Wege nun doch einmal zu unumstößlichen Ergebnissen in dieser so sehr wichtigen Frage zu gelangen.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Inhalt

Aber Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein von Universitätsprofessor Dr. Eduard Spranger-Berlin.

Aphorismen von Gerhard von Mutius-Bukarest.

Das Gesicht des mittelalterlichen Menschen von Dr. Alfred Bäumlcr-Dresden.

Vom neuen und alten Deutchtum. Eine Einleitung zur Vortragsreihe über den deutschen Lebensgedanken von Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Eugen Rühnemann-Breslau.

Sprache und Volkstum von Professor Dr. Richard Müller-Freienfels-Berlin.

Humor und Ironie in der altdeutschen Wort- und Bildkunst von Universitätsprofessor Dr. Adam Wrede-Köln.

Die völkische Aufgabe der Siebenbürger Sachsen von E. Steinacker-Klosterneuburg.

Rundschau: Edmund Steinacker 88 Jahre alt. — Von den Wenden in der Lausitz.

— Eine deutsche Liebhaberbühne in Lemberg. — Zur Jahrestagung des Verbandes Deutscher Vereine in Estland. — Das Deutsche Auslandsinstitut im Jahre 1926/27.

— Vom Zentralverband auslanddeutscher Studierender. — Die Kulturfelbstverwaltung der Slowenen in Kärnten.

Bücherschau.

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.